

Braunschweig im Bombenkrieg
Band 3

Braunschweig im Bombenkrieg

Band 3

**Dokumente aus der Gedenknacht
14./15. Oktober 1994
Die Gerloff-Berichte
Weitere Zeitzeuginnenberichte**



Herausgeber:
Frieder Schöbel
Heinz Friedrich

Friedenszentrum Braunschweig e.V.
Goslarsche Straße 93
38118 Braunschweig
www.friedenszentrum.de

Bibliographische Informationen Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Schöbel, Frieder und Friedrich, Heinz:

Braunschweig im Bombenkrieg – Band 3.
Braunschweig, 1994
2., verbesserte Auflage 2006

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der 1. Auflage:

Manfred Fritz, Sylke Haß, Silke Hurlemann, Andreas Linhardt, Helmut Lucht, Renate Schöbel, Anja Wrede

Mitarbeiterinnen 2. Auflage:

Silke Böhme, Nicole Palm

Gestaltung:

die kommunikationsidee – Nicole Palm
www.die-kommunikationsidee.de
Titelbild nach einer Idee von Heinrich Römisch

Druck:

Wissenschaftlicher Verlag, Berlin
www.wvberlin.de

Mit freundlicher Unterstützung der



Stiftung
Braunschweigischer
Kulturbesitz

© Wissenschaftlicher Verlag Berlin, 2006

Olaf Gaudig und Peter Veit GbR

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, auch einzelner Teile, ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für fotomechanische Vervielfältigung sowie Übernahme und Verarbeitung in EDV-Systemen.

ISBN: 3-86573-169-4

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Walter Bauer:</i>	Eines Tages werden wir aufwachen und wissen.....	6
<i>Frieder Schöbel:</i>	Zu diesem Band.....	7
Gedenknacht 14./15. Oktober 1994 in St. Ägidien, Braunschweig		
<i>Frieder Schöbel:</i>	Die Ursachen der Bombardierungen.....	8
<i>Hans G. Böhnig:</i>	Viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen.....	10
<i>Wolfgang Kays:</i>	Mein Vater war Deserteur.....	11
<i>Magrit Fröde:</i>	13 Stunden verschüttet.....	12
<i>Elfriede Beutler:</i>	Bericht an den Vater im Krankenhaus.....	13
<i>Erika Labus:</i>	Der Weg zum Bunker.....	17
Die Berichte Paul Gerloffs 1944 bis 12.04.1945		
<i>Manfred Fritz/Frieder Schöbel:</i>		
	Die Gerloff-Berichte – Ein zwiespältiges Dokument.....	19
	Anmerkungen zur Person.....	20
<i>Bericht 1:</i>	Noch einmal davongekommen.....	22
<i>Bericht 2:</i>	Bis der Tag der Vergeltung kommt.....	25
<i>Bericht 3:</i>	Im Kampfe um Deutschlands Freiheit.....	30
<i>Bericht 4:</i>	Inaugenscheinnahme.....	32
<i>Bericht 5:</i>	Grausige Ostern.....	35
<i>Bericht 6:</i>	Das Haus, meine Burg.....	39
<i>Bericht 7:</i>	Ein Jahr vor dem Ende.....	45
<i>Bericht 8:</i>	Aufkommendes Bandenunwesen.....	47
<i>Bericht 9:</i>	So mehren sich die Schwierigkeiten.....	50
<i>Bericht 10:</i>	Ein Hochzeitsfest.....	58
<i>Bericht 11:</i>	Eine zweifelhafte „Heldentat“.....	61
<i>Bericht 12:</i>	Das Inferno.....	63
<i>Bericht 13:</i>	März 1945: Vor dem Ende.....	74
<i>Bericht 14:</i>	Die Geschichte des Schlosses.....	81
<i>Bericht 15:</i>	Was wir gewusst haben und was wir hätten wissen können.....	84
Das Ende		
<i>Dr. Erich Bockler:</i>	Die Übergabe der Stadt Braunschweig an die 9. Amerikanische Armee.....	104
<i>Annemarie Zarnikow:</i>	Kreisbefehlsstand Braunschweig.....	109
	Anmerkungen und Literaturhinweise.....	115
	Das Friedenszentrum und seine Arbeit.....	117

Eines Tages werden wir aufwachen und wissen

Eines Tages werden wir aufwachen und wissen,
Dass wir zu wenig getan haben oder das Falsche,
Wir werden uns sagen, dass wir mehr hätten tun sollen.
Aber was? werden wir fragen – und: wann hätten wir es tun sollen,
Hatten wir jemals Zeit, uns zu entscheiden?
Und dann werden wir wissen, dass über uns entschieden wurde.
Von Anfang an, weil wir es so wollten.
Keine Ausrede mehr: die Zeit ist vertan.
Keine Beschönigung mehr: auf unseren Händen liegt Asche.
Bei jedem Schritt stäubt sie auf. Asche. Asche.

Wir werden uns dann eines Glanzes erinnern,
Der uns blendete vor vielen Jahren, dass wir erschauerten,
eines Windhauches werden wir dann gedenken, der uns traf,
Uns aufriß und dann zerfloss,
Wir werden dann fragen: Wann war das? Wann der Blitz des Lichtes?
Der Windhauch: wann?

Wir werden uns erinnern, dass da etwas war voller Verheißung,
Aber kaum noch sagen können, was es war und dass es Aussichten gab für uns,
Pfade für uns allein gemacht –
Nur: dass da etwas war, dem wir nicht folgten –
Und hinzufügen: dass wir keine Zeit hatten, leider –
Und weil wir die Zeit vergeudeteten in kleiner, abgegriffener Münze.
Und von dem Aufblitzen des Lichtes und dem Windhauch blieb nichts.
Nur Asche.

Walter Bauer (Jahrgang 1904)

Zu diesem Band

In der Beschäftigung mit der Vergangenheit finden wir Ursprünge und Hintergrund unserer Gegenwart. Was hinter uns liegt, die Geschichte, prägt direkt oder indirekt unser Weltbild. Immer wieder sind wir gezwungen zurückzublicken, wenn wir die Gegenwart verstehen und für die Zukunft planen wollen. So ist es im persönlichen Leben, so ist es in der Gesellschaft. Hier vereinigen sich in besonderen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen die Biografien von Millionen zu einem für den Einzelnen kaum überschaubaren und schon gar nicht erfahrbaren Zusammenhang.

Aber diese Gesellschaft nimmt auch unaufhörlich Einfluss auf unser eigenes Leben. Nirgends wird das so deutlich wie in den Wirkungen und Nachwirkungen, die der Nationalsozialismus in den vergangenen 60 Jahren auf das politische und gesellschaftliche System der Bundesrepublik Deutschland gehabt hat. Erst gegen Ende der Sechziger und dann verstärkt in den Siebziger Jahren wurde es möglich, auch in einer breiten Öffentlichkeit Fragen nach Schuld und Verantwortung aufzuwerfen. Oft wird das mit dem Konflikt zwischen den Generationen erklärt. Die Nachkriegsgeneration begann, ihre Väter und Mütter mit bohrenden Fragen zu konfrontieren: „Was habt ihr damals getan?“

Endlich, nach über dreißig Jahren, kam eine Auseinandersetzung mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 in Gang. Dabei waren große Widerstände zu überwinden: „Man soll diese alten Geschichten ruhen lassen“, „Jedenfalls hat Hitler die Arbeitslosen von der Straße geholt“, „die Autobahnen gebaut“ und: „Man konnte abends auf die Straße gehen“. Das waren typische Auskünfte, mit denen viele Menschen versuchten, kritische Fragen abzuwehren. Antisemitismus, Antikommunismus und Fremdenfeindlichkeit wurden als gesellschaftliche Grundmuster nahtlos aus den „alten Zeiten“ übernommen. So wurde die Aufarbeitung der Vergangenheit zu einer langen Auseinandersetzung mit der Gegenwart.

Der Verdrängung, das heißt dem Nicht-Wissen-Wollen, durch Aufklärung entgegenzuwirken war das Bestreben derjenigen, die früh

schon begannen, Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über jene Zeit, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Betroffene, die lange geschwiegen hatten oder in politischen Organisationen eher „am Rande“ der Gesellschaft ihre Heimat hatten, fanden nun weithin Gehör: Auch manche Politikerkarriere fand so ihr plötzliches Ende. „Die furchtbaren Juristen“ sind zu einem geflügelten Wort geworden.

Diese Tradition hat das Friedenszentrum mit zwei Ausstellungen „Braunschweig im Bombenkrieg“ und, gemeinsam mit dem Landesmuseum, „Bomben auf Braunschweig“ sowie den dazu erschienenen zwei Zeitzeugendokumentationen fortgesetzt. Eindringlich werden uns die Schrecken von Krieg und Diktatur vor Augen geführt.

Einleitend finden Sie in diesem Band einige Texte, die bei der Gedenkveranstaltung in St. Ägidien am 14. Oktober 1994 vor etwa 1.000 Besuchern von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Friedenszentrums vorgetragen wurden. Bei der Wiedergabe der Gerloff-Berichte haben wir uns um größtmögliche Nähe zum Original bemüht. Wir waren auf Fotokopien des ursprünglichen Schreibmaschinentexts angewiesen, der von Gerloffs Sekretärin wohl nach seinem Diktat angefertigt wurde. Unleserlichkeiten wurden, soweit Fehlendes aus dem Kontext erschließbar war, aufgefüllt. Wo Ergänzungen der Sache nach zweifelhaft blieben, wurden sie durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Die Berichte sind im Original nummeriert, die Überschriften wurden von uns nach im Text enthaltenen Aussagen eingefügt. Ursprünglich durch Unterstreichungen hervorgehobene Stellen haben wir *kursiv* wiedergegeben.

Pastor Dr. Hansgünter Ludewig stellte 1994 die Kopien zur Verfügung, die der Katharinengemeinde anvertraut worden waren. Nach Drucklegung der 1. Auflage erreichten uns weitere Texte, die wir nun einfügen konnten. Dafür danken wir Friedel Beutler, Wolfgang Ernst (für Erika Labus) und Annemarie Zarnikow.

Frieder Schöbel

Gedenknacht 14./15. Oktober 1994 in St. Ägidien

Frieder Schöbel (Jahrgang 1936):

Die Ursachen der Bombardierungen

Wir müssen uns heute auch mit dem Hintergrund des Bombenkrieges beschäftigen.

Wer machte den Krieg? Was brachte die Deutschen dazu, die Nazipartei zu unterstützen und nach einem kurzen Frieden von nur 20 Jahren nach dem 1. Weltkrieg schon wieder gehorsam in einen Krieg zu ziehen? Wie kam es zur Bombardierung?

Der Bomber wurde schon im 1. Weltkrieg erfunden. Kaum sind die ersten Flüge in der Luft geschafft, fangen die Menschen an, das Flugzeug auch militärisch einzusetzen.

Man bombardiert bald auch das Hinterland des Gegners. Fortan herrscht die Angst nicht nur auf beiden Seiten der jeweiligen Grenzen, sondern fast in ganz Europa: Die Menschen haben von den verheerenden Wirkungen der Brand-, Spreng- und Gasbomben im 1. Weltkrieg gehört.

Obwohl Deutschland nach dem Versailler Friedensvertrag keine Luftrüstung haben darf, kündigen die Nazis nach ihrer Machtübernahme 1933 den Vertrag und beginnen mit dem Aufbau einer „Luftwaffe“.

Die Region Braunschweig ist wirtschaftlich stark und liegt vermeintlich strategisch geschützt im mittleren Deutschland. So wird sie ein Zentrum der Rüstung. Wichtige Rüstungsbetriebe sind die MIAG, die Nimo, die BMA, die Lutherwerke, die Büssing-NAG und das Volkswagenwerk.

Viele neue TU-Institute arbeiten hier für die Luftfahrt und den Bunkerbau. In Bienrode und in Wolfsburg werden die Kampfflugzeuge JU 88 gebaut.

Als Sitz des Kommandos der Luftflotte zwei am Stadtpark, mit den zwei Flugplätzen Waggum und Broitzem und mit dem Grünen Jäger für Hermann Göring wird Braunschweig wichtig für die Luftwaffe. Ihre Angehörigen erhalten mit dem Fliegerviertel (heute Malerviertel) und in der Herzogin-Elisabeth-Straße neugebaute Wohnungen. Auch ein Luftwaffenlazarett an der Salzdahlumer Straße und viele Kasernen werden

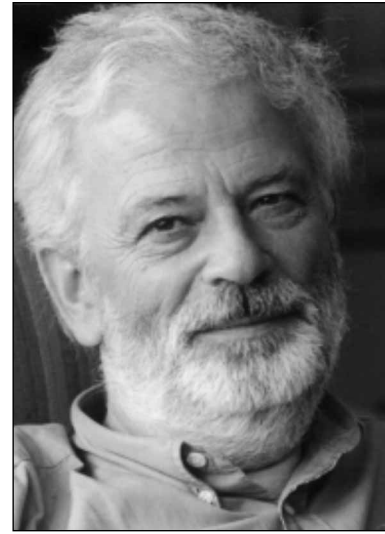
gebaut. „Hitler bedeutet Krieg“ hatten m a h n e n d e Stimmen bereits vor 1933 und erst recht danach gewarnt, aber nach dessen außenpolitischen Erfolgen vergessen viele, dass sofort nach der Machtübergabe an Hitler mit der Kriegsvorbereitung begonnen wurde.

Nur: Die einen wissen nichts davon, und die anderen verdrängen die Anzeichen und die Mahnungen der kritischen Beobachter. Viele interessiert es gar nicht, oder sie hoffen darauf, dass „der Spuk bald vorüber sein wird“.

So können die Verbrecher ihr System aufbauen. Eine Vielzahl von NS-Institutionen und Verbänden schwören die Menschen ein auf „Volksgemeinschaft“, auf „Gefolgschaft“ und „Nibelungentreue“, auf den Slogan „Führer befehl – wir folgen!“

Im Bewusstsein der vollen Macht über die Deutschen beschreibt Adolf Hitler seine Erziehungsziele 1938 in Reichenberg folgendermaßen:

„Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen (...), dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre sind und noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs oder sieben Monate geschliffen, alle



Frieder Schöbel, OStR. i.R.

mit einem Symbol, dem deutschen Spaten. Und was dann noch an Klassenbewußtsein und Standesdünkel da sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie dann (...) zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in SA, SS und so weiter. Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.“

Nur wenige Menschen widersetzen sich – Demokraten, Sozialdemokraten, Kommunisten, die Bekennende Kirche – durch politische Arbeit, durch äußere und innere Emigration. Zum Beispiel Carl von Ossietzky. Er stirbt an den Folgen der KZ-Haft. Dietrich Bonhoeffer. Er wird hingerichtet. Martin Niemöller. Er sitzt sieben Jahre im KZ in Dachau und Sachsenhausen. Aber auch Willy Brandt, Thomas Mann, Ricarda Huch.

Friedenskultur? Die gibt es kaum. Immer noch wird an den deutschen Schulen das Lied der Nibelungen gelehrt. Es berichtet von Helden, Hinterlist, Mut, Rache, Kampf bis zum letzten Blutstropfen. Immer noch verurteilen die deutschen Richter Linke schärfer als Rechte. Der Geschichtsunterricht basiert auf einer Abfolge von Schlachten und Kriegen. Er erzieht zum Hass gegen Franzosen, Juden, Polen, Bolschewiken.

Wenig gelehrt wird, wie dem einzelnen Menschen sein Recht wird, wie jeder einzelne verantwortlich für die Gestaltung des Staates und der Gemeinschaft ist.

Die Kaiserstreuen, die Militärs, der wirtschaftlich verunsicherte Mittelstand und die Halbgebildeten sehnen sich nach einem Führer. So kommt die Alleinherrschaft der NSDAP zustande, die die Überlegenheit der arischen Rasse verkündet. Und eifrig liefern deutsche Professoren hierzu die biologischen Beweise.

Wer aber noch zweifelt und wer noch wenig die Politik durchschaut, dem liefern der medientechnische Fortschritt, raffiniert gesteuerte Presse, Filme und Rundfunk die Reden der Nazi-Größen regelmäßig und unmittelbar bis ins

Wohnzimmer.

Denn es gibt in jedem Haushalt den Volksempfänger, auf dem man schließlich nur noch einen Sender empfangen kann.

Und wer auch dann noch nicht gleichgeschaltet werden kann, der verschwindet oder dem wird gedroht: durch Abschaffung des Parlaments und der freien Meinung, der Demokratie überhaupt, durch den Erlass über Volksschädlinge, durch 140 Gesetze gegen Juden, durch Verhaftung, Einlieferung ins Zuchthaus oder KZ, durch Erpressung, Schläge und Mord. Denn, so sagt die nationalsozialistische Lehre:

DU bist nichts, dein VOLK ist alles!

Was macht es, dass den Nazis der einzelne Mensch nichts wert ist: Hitler hat ja Deutschland angeblich seine frühere Größe wiedergegeben. Er betreibt eine Politik, die sich scharf von vielen Völkern abwendet. Er tritt aus dem Völkerbund aus, erzwingt mit Lug und Trug die Einverleibung des Sudetenlandes, Österreichs, der Tschechoslowakei. Und er hat ein Wirtschaftswunder in Gang gesetzt.

Die deutsche Wirtschaft hat ihn mit viel Geld mit aufgebaut und unterstützt seine Rüstung und seine Expansionspläne von Anfang an. Denn sie will Rohstoffe, Arbeitskräfte, Profit, neues Land.

Schließlich erklärt Hitler fast der gesamten Welt den Krieg, zunächst schrittweise und nach vorläufigen Blitzsiegen. Das deutsche Militär folgt ihm wie einem Wundertäter und führt mit den berüchtigten Einsatzgruppen, der SS und der Gestapo über 50 Millionen Menschen zur Schlachtbank, in einen sinnlosen Tod.

Bis heute haben wir noch nicht alles wieder gut gemacht, nicht genügend Erinnerungsarbeit geleistet, zum Beispiel für die KZ-Häftlinge, für den Widerstand und für die Deserteure – auch in Braunschweig.

Ich bitte alle: Helft, helft mit, eine wahre Friedenskultur ohne Waffen aufzubauen, damit wir Kriege endgültig verhindern. ■

Hans Gerhard Böhmig (Jahrgang 1929):

„Viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen“

Wir stehen hier als Zeitzeugen. Wir wissen, wovon wir reden. Das, worüber wir jetzt berichten, ist im Grunde unsäglich. Viele von uns erlebten damals unsäglich Schrecken – unsägliches Todesangst – unsägliches Grauen – unsägliches Leid – unsägliches Untergang unserer alten Heimatstadt – verursacht durch ein menschenverachtendes Regime, das sich „Drittes Reich“ nannte.

Wir reden jetzt stellvertretend für die Tausende, die vor 50 Jahren dem Inferno gerade noch entkamen. Wir haben es nicht vergessen. Es ist tief in uns, überlagert von allem, was danach kam. Das Unsägliches haben wir nur zum Teil verarbeitet. Aber von dem, was es mich lehrte, will ich jetzt reden.

In einer norddeutschen Kirche war nach 1945 die Inschrift zu lesen: „Die Opfer waren zugleich die Täter“. Was damit gemeint ist, will ich am Beispiel Braunschweig verdeutlichen:

Am 12. April 1945 rollten die amerikanischen Panzer in unsere Stadt. Mir wurde von einem anderen Zeitzeugen berichtet, er habe sich in diesen letzten Kriegstagen im Bunker an der Knochenhauerstraße aufgehalten. Jenem Bunker, der 1942 an der Stelle errichtet wurde, wo am 9.11.1938 die jüdische Synagoge zerstört wurde und die man abgerissen hatte.

Da sei ein SS-Mann herumgegangen und habe die Orden und die Abzeichen eingesammelt, welche die Naziembleme trugen. Geschehe das nicht, würden die Träger von den heranrückenden Truppen erschossen. Ich will sagen:

Mit die ersten Opfer der Naziherrschaft waren die 680 jüdischen Mitbürger, die in den 30-er Jahren in Braunschweig lebten. Sie konnten zum Teil noch flüchten, der größte Teil wurde in die KZs deportiert, kam in den Gaskammern um. Nur wenige blieben, wenige überlebten. Die Namen all derer stehen in der Schrift „Brunsvicensia Judaica“, dem Band 35 der Braunschweiger Werkstücke.

So wie Wolfgang Kays gehörte ich zu den Opfern. Als ich mit zwölf Jahren im Sommer 1942 die Ferien auf dem großelterlichen Hof ver-

brachte, erlebte ich das erste Mal hautnah die Schrecken des Bombenkrieges.

Wir wurden eines Nachts vom Ballern der Flak wach. Noch ehe ich aus dem Bett kam, ein gräßliches sausesendes Geräusch,

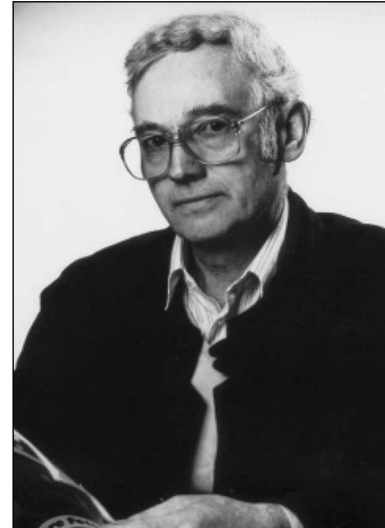
Detonationen. Als ich die Treppe herunterstürzte: ringsum alles taghell. Ich fand mich in den Armen meiner Großmutter wieder. Das Vieh zerrte an den Ketten und brüllte. Meine Tante lief zum Nachbarn, holte Hilfe. Mein Onkel war als Soldat an der Front. An dem bereits brennenden Fachwerkbau liefen wir, getrieben von Todesangst, an zischenden Stabbrandbomben vorbei zum Nachbarn und erlebten dort das Ende des Bombardements. Von Hof und Bäckerei blieben nur traurige, rauchende Trümmer übrig.

Und dann ab 1943 die Schrecken der ständigen Luftalarme, die Bombenabwürfe auf Braunschweig. In der Nacht zum 23. April 1944 wurde meine Schule, das Wilhelm-Gymnasium, zerstört. Zwar wurden die Schüler „ausgelagert“ in Kinderlandverschickungslager im Harz. Aber bei Besuchen zuhause sah ich mit Entsetzen die zunehmenden Bilder der Zerstörung, sah ich Unsägliches. Ja, viele von uns können heute noch nicht darüber sprechen.

Was lehrt mich, was lehrt uns das heute? Ich habe mich im Rahmen meines Berufes als Pfarrer für Kriegsdienstverweigerer eingesetzt, in den letzten Jahren auch für Asylsuchende und Flüchtlinge, für die Bewahrung der Schöpfung. Oft unter Anfeindungen. Aber was ist das schon gegen jene Schreckenstage?

Weiter: Uns Zeitzeugen ist es erlaubt, wir sind aufgrund des Erlebten autorisiert, bohrende Fragen zu stellen:

a) Befinden wir uns nicht bereits in einem Dritten Weltkrieg? Ich meine jetzt gar nicht die



Gerhard Böhmig, Pastor i. R.

140 kleineren und größeren Kriege, die es nach 1945 gab. Ich meine den Krieg der reichen Industrienationen gegen die arm gemachten Völker und Regionen der südlichen Hälfte der Erdkugel.

b) Damals war der Tod ein Meister in Deutschland. Heute ist Deutschland zusammen mit den USA ein Weltmeister im Waffenexport.

Ich denke an die Kriege gegen die Kurden in der Türkei, im Vorderen Orient und in Afrika. Haben wir doch den Mut, die Verursacher ebenso zu benennen wie jene, die in jenen zwölf Jahren Unsägliches über Millionen von Opfern brachten!

Haben wir Zivilcourage, und seien wir Friedensstifter, jeder an seinem Platz! ■

Wolfgang Kays (Jahrgang 1933):

Mein Vater war Deserteur

Ich, ein Sohn dieser Stadt, möchte von meinem Vater berichten, wie er umgekommen ist. Er ist nicht irgendwie umgekommen, sondern er ist 1939 zum Militär gekommen. Wir waren drei Kinder. Er wollte wohl bei seiner Familie sein und ist vom Militär weggelaufen. Nach acht Tagen haben sie ihn dann hier weggeholt; er durfte noch nicht einmal „Auf Wiedersehen“ sagen.

Dann haben sie ihn auf die Festung Torgau gebracht (*das berühmte zentrale Militärgefängnis; Anm. d. Hrsg.*). Aus diesem Gefängnis ist er dann durch irgendwelche Helfer noch einmal herausgekommen, hat nochmal diese Stadt besucht, das heißt seinen Bruder. Wir haben ihn nicht mehr gesehen.

Meine Mutter wurde zwangsgeschieden, weil mein Vater Deserteur war. Wenn sie das nicht gemacht hätte, wären wir in das „Lager“ gekommen. Und dann 1942 bekam meine Großmutter Bescheid, dass er wohl im Strafbataillon 999 auf der Flucht „angeschossen“ worden war und dass er erst genesen musste, um dann im No-

vember 1942 erschossen zu werden. Sie erhielt auch die mit Blut verschmierten Kleider von ihm zurück. Aus Kummer darüber hat sie nicht gegessen, immer im Bett gelegen und ist dann bald auch gestorben.



Wolfgang Kays, Rentner

Für mich ist es sehr schwer, hier Worte zu finden. Ich habe den Bombenkrieg natürlich mitgemacht. Meine Mutter musste arbeiten und war bei „Wolters“, und ich musste immer viel allein machen.

Ich kann nur sagen, vor allen Dingen zu den jungen Leuten: Schmeißt die Waffen weg, nehmt sie erst gar nicht in die Hand,

NIE WIEDER KRIEG! ■

*Margrit Fröde
(Jahrgang 1938, verstorben 1999):*

13 Stunden verschüttet

Guten Abend, ich bin Margrit Fröde, Mitglied des Friedenszentrums. Ich habe als Kind den Krieg in Braunschweig erlebt.

Am 10. Februar 1944 waren wir nach Bombardierung circa 13 Stunden verschüttet. Es gab drei Tote. Gas strömte aus, es gab kein Wasser, keine Toiletten. Das ganze massive Haus wurde durch Luftminen, die wohl für die gegenüberstehende Fabrik Grimm & Natilis bestimmt waren, zertrümmert. Das war die erste Totalausbombung.

Am 14. Oktober 1944 wohnten wir in meinem Elternhaus Hintern Brüdern 29. Von da aus gingen wir in den Bunker Okerstraße, Kabine 81. Es gab mehrere Entwarnungen. Später durften wir den Bunker nicht mehr verlassen, weil die ganze Innenstadt zerstört war und brannte. Der Bunker hat geschwankt, aber er hielt. Durch die Lüftungsklappen kam nach jeder Bombe Rauch und Schmutz rein.

Nach etwa 15 Stunden durften wir raus. Die Sonne schien, aber es war trotzdem dunkel. Der ganze Trümmerstaub lag über der Stadt. Da wir nun keine Bleibe mehr hatten, wurden wir in Wendhausen aufgenommen

bei den Eltern meiner Mutter. Dahin ging es zu Fuß. Von der Verschüttung blieben bis heute Angstträume, eingeschlossen zu werden. Ich fahre nicht im Fahrstuhl, gehe im Laufschrift durch Kaufhäuser, vermeide Menschenansammlungen. Also lebe ich ständig in Angst. Und das nach 50 Jahren.



Margrit Fröde



Sprengmeister räumen 10 000. Bombe in Niedersachsen

Braunschweiger Zeitung am 14.06.2005: Funde von Fliegerbomben aus dem II. Weltkrieg bestimmen nach 60 Jahren noch den Alltag der Sprengmeister in der Region.

Elfriede Beutler, geb. Brasche, (Jahrgang 1923)

**Brief an den Vater Oberstabsarzt
Dr. Paul Brasche,**

*der zurzeit des Angriffs als Patient im Lazarett in
Braunlage war.*

Marburg, 8.1.45

Mein lieber Vati,

unser lieber „Löwenwall 8“ strahlt zu Deinem heutigen Geburtstag nun wieder in einem heilen Festgewand, dem nur der gesprächige Meister Wiedemann und Romano, der passionierte Kartoffelkloßesser, noch die letzte Politur geben. Zwar ist das neue Kleid ein wenig notdürftig, kahl und kriegsmäßig. Statt des stolzen Schieferdaches schwebt eine Holzkrone auf dem noch vor kurzem traurig gähnenden abgebrannten Dachstuhl, aber auch die Löcher in den Ecken und Wänden, wo unvornehm und häßlich das Binseneingeweide des Hauses hervorlugte, sind meisterhaft verputzt und wieder schön. Durch den Fleiß der vielen Heinzelmännchen, die gewirkt haben unter Anleitung des Oberheinzelmännchens Mutti, sind nun alle Spuren verschwunden, die an die unheimliche Lehm- und Wasserüberschwemmung erinnern, die nach der Schreckensnacht am 15. Oktober 1944 unser Haus verwüstete. Wir werden diese Eindrücke nie vergessen können, unsere Freude, wie es uns schließlich gelang es zu retten, unsere Angst und Not, die wir ausstanden, und wollen nun jeder einen Bericht verfassen für Euch, die ihr nicht dabei waret, denn uns allen ist das Erleben so nahe gegangen, weil ja doch unser Haus so fest und untrennbar zu unserer Familie gehört, daß wir sehr, sehr viel verloren hätten, was uns darum vor den Flammen zu verteidigen höchsten Mut gab.

Es war in derselben Nacht bereits einmal Alarm gewesen und unsere warmen Betten und der müde Geist waren sehr starke Ketten und Fesseln und nur nach etlichen Seufzern konnte ich mich aufraffen, den Drahtfunk¹ anzustellen. „Einige Flugzeuge am Steinhuder Meer“ ... – das war nicht furchterregend, aber da man nun einmal aufgestanden war, zog man sich doch schließlich an und warum sollte es den anderen in den warmen Betten gut gehen? Der ängstliche Herr Gold² kraspelte bereits im Hintergrund und so

stand auch Mutti auf. Ja, wir drei waren die ganze Belegschaft des sonst so bevölkerten Familienbesitzes. Übermüde und böse auf die nächtlichen Störungen trotteten wir doch nach einigen weiteren Meldungen



Elfriede Beutler, geb. Brasche

in den Windmühlenberg, wo sich allmählich die Leidensgenossen kennen: Die klinikduftenden bleichen Patienten der Klinik Wille mit den dazugehörigen Schwestern, Fräulein Dr. Liebers mit Klappstuhl, das ungezogene Enkelkind der Drogerie Mäusezahl, die nervöse Frau, die immer gleich ein feuchtes Tuch um Mund und Nase bindet, wenn luftschutzmäßiges Verhalten für Hannover angeraten wird, Herr Meves, der stets ruft: „Weiterrücken hinten im Gang“, Herr Bruer an seiner sicheren Säule und der nervöse Herr, der in der Minute viermal seinen spärlich behaarten Schädel trocken muß.

Nun, wir waren ganz vergnügt zusammen. Diesmal war auch Herr Schuchhard³ da, mit dem ich mich sehr nett unterhielt und der erzählte, daß er in Klagges' Haus gegenüber wohne und falls etwas passieren sollte, gern jederzeit zur Hilfe käme. Wie wertvoll das für uns schon in den nächsten Stunden sein sollte, ahnten wir nicht!

Auf einmal begann nach einundeinhalb Stunden Alarm ein unheimliches Bombardement, das Licht ging aus und der Boden bebte.

Bei jeder nahen Bombe dachte man voll Sorgen an unser liebes Haus. Auf einmal gab es einen unheimlichen Schlag, man meinte, die Ohren ertrügen den Luftdruck nicht. Eine Luftmine war genau auf den Windmühlenberg gefallen, hatte sämtliche Bäume und Sträucher glatt wegrasiert, die eine Bunkertür wie Wellblech verbogen, aber uns sonst nichts getan. Ich mußte eine Kerze halten und sehr standhaft sein, daß meine Hand

nicht zitterte, aber der dauernde Luftzug löschte sie sowieso immer wieder aus. Jemand kam in den Stollen gestürzt und schrie: „Die ganze Stadt brennt, jedes Haus auf der Auguststraße. Es ist unbeschreiblich!“ Sofort erhob sich ein Tumult im Stollen, jeder schrie, wollte wissen, ob sein Haus brannte, die Frauen fielen sich weinend in die Arme, Kinder wimmerten auf und auch ich verspürte ein angstvolles Gefühl im Herzen und hoffte doch so fest, daß wir wieder daheim verschont geblieben waren.

Es war immer noch keine Entwarnung und die Detonationen nahmen kein Ende, man hörte jetzt schon bis in den Bunker hinein das prasselnde Feuer der brennenden Häuser. Die einsatzfähigen Männer durften heraus. Als erster kam Herr Gold zurück mit den atemlos geschrienen Worten: „Frau Brasche, kommen Sie schnell, ganz schnell, wir können noch was retten!“ Es war der schrecklichste Moment, ich verspürte eine Furcht, die mein Herz zusammenpreßte vor dem, was wir nun sehen sollten. Hinter Mutti lief ich, so schnell ich konnte, her ins Freie.

Es war unbeschreiblich, aus jedem Haus schlugen helle hohe Flammen gegen den schwarzen Nachthimmel, der schon wie in Glut getaucht war. Die ersten leichten Gebäude stürzten bereits ein, brennende Balken fielen herab, brannten auf den Fußwegen weiter. Beißender Qualm ließ die Augen kaum sehen, überall lagen zersplitterte Bäume, Äste, Steine.

Es war eine unfassliche Verwüstung. Meine Augen suchten sofort unser Haus, von vorn stand es noch dunkel und heil da, aber aus dem Dachstuhl leckten schon gelbe hohe Stichflammen und aus der Garage quoll eine riesige Feuersglut. Mutti riß den Handwagen gerade noch heraus, alle anderen Dinge, Faltboot, Räder, Wiesenbett usw. brannten schon lichterloh und mit einer derartigen Hitze, daß man nicht herankam. Wir legten die dicke Holztür vor, damit sie noch eine Weile das Feuer eindämmen sollte. Dann sah ich schon Flammen auf dem Neubaudach, im Hintergrund das „Haus der Jugend“⁴, daß in sämtlichen Teilen eine Flammenglut war und einen dauernden Sprühregen von Funken und brennenden Teilen auf unser Neubaudach (vom Praxisanbau) herabsandte.

Im ersten Moment war ich ganz gelähmt, wußte nicht, wo anfangen. Aber Mutti war schon entschlossen, sie rief: „Wir löschen, nicht ausräumen!“ Das war auch der einzig richtige Weg und entscheidend für alles, was dann folgte. Jede Minute war so kostbar und durfte den Flammen nicht geschenkt werden, ihre Gier wurde ja zusehends stärker und machte uns schließlich machtlos. Schon drückte mir Mutti, die so geistesgegenwärtig und nicht eine Minute kopflos oder gar mutlos war und somit einen unheimlich großen Einfluß auf alle Helfer ausübte, ihr Fahrrad in die Hand mit dem Auftrag, Hilfe vom Inselwall-Lazarett⁵ zu holen. Sie selbst machte sich ans Löschen auf dem Hauptdach mit Herrn Golds Hilfe⁶ und einer kleinen Luftschutzspritze. Dort wußte ich Mutti in höchster Gefahr und es gab mir große Kraft. Ich tauchte meinen Kopf und mein Kopftuch in den wassergefüllten Springbrunnen, damit ich mich gegen die Funken schützte und fuhr los.

Was ich nun sah und erlebte, gehört zu den grausigsten Bildern, die ich bislang sah. Ich fuhr über den brennenden Löwenwall, wo nicht ein Haus unbeschadet war, über den Siegesplatz⁷ zum Bahnhof⁸ und versuchte von dort in die Innenstadt zu gelangen. Unterwegs hielt ich jeden Soldaten und Zivilisten an, flehte ihn an: „Bitte helfen Sie am Löwenwall bei Dr. Brasche, wir sind ganz allein!“ Die Antwort war fast immer die gleiche: „Bei uns brennt’s ja selbst!“ Manche versprachen es auch, einige kamen tatsächlich hin, die meisten aber blieben fort.

In der Stadt hatte sich ein entsetzlicher Sturm aufgemacht, er peitschte die Flammen über den Fahrweg, wirbelte Funken und glühendes Holz durch die Luft und preßte den Qualmso beißend und erhitzend in die Lungen und Kohleteilchen in die gequollenen Augen. Ich fuhr ein Stück, riß das Rad herum, entkam gerade einem Flammenstrom, geriet in den nächsten, fuhr mit den Reifen schließlich in meiner Not über brennende Balken und hoffte nur, daß ich keine Radpanne erlitt, denn dann wäre es wohl unmöglich gewesen, aus der brennenden Innenstadt herauszukommen. Meine Haare, mein Tuch waren längst nicht mehr feucht, sondern pulvertrocken und glühend heiß, man konnte kaum Atem schöpfen. Wenn mich Angst ankam, dachte ich

an Mutter und daß ich sie nicht im Stich lassen durfte und Hilfe holen mußte. Aber es war unmöglich, auf dem Bankplatz war eine Höllenglut, auf dem Altstadtmarkt brannte mit hellen Flammen das Gewandhaus, die Kirche, der alte Brunnen, die Umgebung war abgesperrt.

In der Schützenstraße fielen vor meinen Augen die Fachwerkhäuser brennend ein, die Schuhstraße endlich war befahrbar. Aber schon hinter der ersten Krümmung loderten die Flammen bei Karstadt, Schuchhard⁹, Langerfeldt. Nun kam man auch nicht mehr zurück, die Flammen der beiden engen Straßenseiten schlossen sich zu einer undurchdringlichen Wand. In größter Hast fuhr ich dann einfach die Stufen auf den Burgplatz herunter, unter dem brennenden Torbogen vom Deutschen Haus durch. Da sah ich Feuerwehr am Ministerium und Rathaus. Ich bat sie zu kommen, aber die Männer lachten mich glatt aus und schickten mich fort.

Am Theater traf ich wieder einen Löschzug; aber ohne Einsatzbefehl wollten sie nicht kommen. Ich verlor immer mehr Zeit und bangte um Mutti. Die Unmöglichkeit, zum Inselwall durchzukommen, mußte ich schließlich einsehen. Auf dem oberen Bordstein des Theaterwalls zwischen geretteten Möbelstücken, aufgeregten Menschen, zerfetzten Baumstämmen kämpfte ich mich endlich bis zu Dr. Ewe durch. Hier war ein Weiterkommen unmöglich. Ich war so abgrundtief verzweifelt und so erschöpft, wo war nur noch Hoffnung!?

Da schnappte ich am Theater einen Trupp Italiener ab, die vor den Flammen flüchteten. Ich verhandelte mit ihnen, konnte in meiner Angst auf einmal wunderbar italienisch, bat sie mitzukommen. Sie zögerten endlos, darum schob ich mein Rad neben ihnen her, ging nur nicht schnell genug. Aber drehte ich mich um, so waren schon wieder zwei davongelaufen. Ich schrie: „Avanti, avanti, andate con me!“ Aber dann faßte mich eine solche Enttäuschung, daß ich mir sagte, sie helfen doch nicht und so ließ ich den letzten mir verbliebenen Rest an „Badoglio-Feuerwehr“ stehen und eilte nach Haus. Bei Dr. Krügers am Sandweg¹⁰ brannte es nicht, ich hoffte auf Onkel Roberts Hilfe, hatte auch Glück, er wollte gerade fort als Oberstabsarzt zur Kommandantur und kam nun erst zu uns. Auf dem Löwen-

wall hatte sich das Bild schon sehr verschlimmert, meine Gedanken waren immerfort bei Mutti und ich war so froh, daß sie gleich auftauchte und ihr nichts passiert war.

Inzwischen hatten sich unsere Nachbarn Dr. Euler und seine Tochter mit großem Mut daran gemacht, die Garage zu löschen, das Wasser lieferte uns glücklicherweise unser gefüllter Springbrunnen. Auch Berni war von seiner Flakstellung gekommen und bewachte das Neubaudach der Praxis. Oben der Dachstuhl des Haupthauses brannte nun auch an der rechten Seite. Mutti kam gelaufen und rief mir zu: „Du mußt die Feuerwehr holen, sonst können wir das Haus nicht retten!“ Ich war so verzweifelt, denn meine Fahrt durch die Stadt hatte mir die Unmöglichkeit doch eindeutig gezeigt und ich erzählte es, noch keuchend von der Fahrt. Ich bekam aber zur Antwort: „Wie du’s machst, ist ja gleich, aber wir müssen die Feuerwehr bekommen!“

Ich fuhr wieder los, ganz mut- und hoffnungslos und so verzweifelt. Da fiel mir Herr Schuchhard ein, ich suchte ihn im Haus von Klagges’, fand ihn, bat ihn zu helfen. Er war auch sofort bereit, schickte erst mal fünf tüchtige Helfer, die gerade Klagges’ Haus fertiggelöscht hatten und wollte dann mit dem Rad zum Ministerium fahren, wo er als Adjutant vom Ministerpräsidenten wohl Feuerwehrhilfe bekommen hätte, aber da brannte doch alles, ich hatte es ja mit eigenen Augen gesehen. Da wußte er auch keinen Rat. So fuhr ich weiter.

Da tauchten auf der Wolfenbütteler Straße zwei blaue Autolichter auf, es konnte nur ein Feuerwehrauto sein. Ich fuhr mitten auf die Oker-Brücke und schwenkte den Arm zum Zeichen, daß sie halten sollten. Und ich fuhr so mitten auf dem Engpaß, daß das Auto anhalten mußte, um mich nicht zu überfahren. Zwei Meter vor mir stoppten sie, der Feuerwehr-Hauptmann sprang heraus und ich schwindelte ihn in meiner Verzweiflung an und sagte: „Auf Befehl vom Ministerpräsidenten sollen Sie hier sofort einsetzen und zwar zuerst die ärztliche Praxis von Dr. Brasche, Löwenwall 8, löschen. Wasser können Sie hier gleich aus der Oker entnehmen!“ Der Hauptmann war ziemlich verblüfft, er sagte: „Wieso sollen Sie denn den Befehl übermitteln?“ – Und ich sagte frech in meiner Not:

„Weil ich nun gerade zu Ihnen geschickt bin!“ Aber ich merkte, daß die Stellung für mich schwer zu halten war und es mir womöglich nicht glückte. Auch hatten die anderen Leute vom Löwenwall die Feuerwehr gesehen und umlagerten in einem großen Ring das Auto und weinten und flehten: „Ach bitte, bitte, kommen Sie nach Nummer 2, löschen Sie zehn Minuten bei uns, dann ist alles gerettet, wir sind Löwenwall 5 ...“

Es war ein großes Geschrei und ich merkte, wie in solchen Momenten tatsächlich die Nächstenliebe fast stirbt und jeder nur sein eige-

zischten. Leider brannte das neue Wartezimmer im Zwischenfußboden. Da hatten wir noch den ganzen nächsten Tag zu tun, das Parkett aufzuhacken und die mit beißendem Qualm schwellenden Balken zu löschen. Im Haupthaus strömten die Wassermengen herab, rissen die Decken entzwei, weichten die Wände auf, aber das Feuer wurde vernichtet.

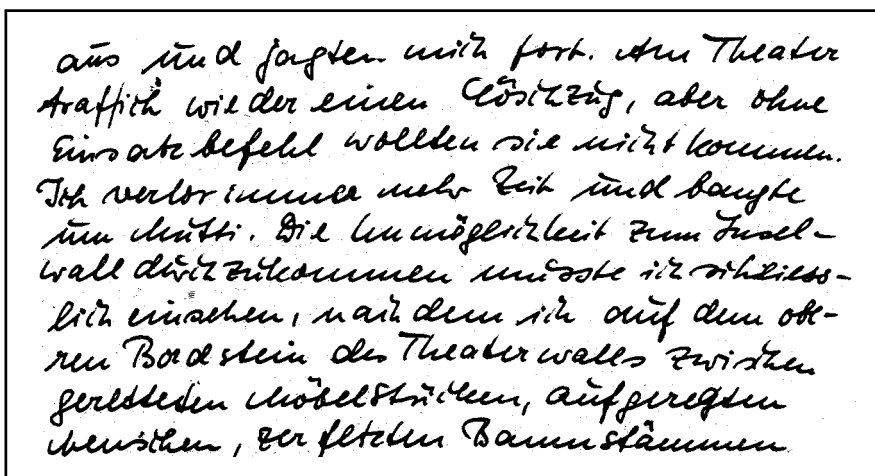
Ein kritischer Moment war, als aus dem Fenster von Herrn Golds Schlafzimmer auf einmal helle Flammen herausschlugen. Wir retteten die Bettstücke und sahen, daß vom Dachbo-

den her ein Loch in die Decke gebrannt war, wodurch nun das Feuer übergreifen wollte. Am nächsten Morgen etwa um acht Uhr war der Hauptbrand gelöscht. Unser Garten war ein Auffanglager für Flüchtlinge geworden, Bettstücke, Koffer, Möbel, alles hatten die Leute vom Klint und von der Kuhstraße über das vom Feuer verschonte Großgaragendach getragen,

waren mit Leitern übergeklettert und auf unser Grundstück gekommen, alle andren Wege waren durch die Feuerbrunst abgeschnitten.

Ja, unser liebes altes Braunschweig war in einer Nacht zerstört, es bot einen entsetzlich traurigen Anblick. Auch bei uns sah es erschreckend aus, das Dach war fort und alles zersplittert und verwüstet, unheimliche Schlammmassen in den Zimmern, aber wie froh und dankbar wir, daß wir unser liebes Haus gerettet hatten! Nun ist es nach langer mühsamer Arbeit wieder zurecht geputzt und wir haben ein so schönes Weihnachten zusammen feiern dürfen und waren so dankbar. Hoffentlich bleibt es uns nun weiterhin erhalten. Soweit mein Bericht, die andern „Feuerwerker“ werden ihre Erlebnisse auch schildern und so geben sie zusammen ein ausführliches Bild.

Friedel



aus und jagten mich fort. Am Theater
traf ich wieder einen Löwenwall, aber ohne
Einsatzbefehl wollten sie nicht kommen.
Ich verlor meine mehr Zeit und baute
mich nicht. Die Unmöglichkeit zum
Löwenwall zurückzukommen mußte ich
schließlich einsehen, weil dem ich auf dem ob-
ren Bordstein des Theaterwalls zwischen
zerstörten Möbelstücken, aufgestellten
Heuhalmen, zerfetzten Baumstämmen

Faksimile der Aufzeichnungen von Elfriede Beutler, geb. Brasche

nes Los sieht ohne Mitleid mit der Not der andern. Ich war ja nicht anders und wollte auch nicht die Chance wieder aus der Hand lassen. Ich eilte nebenan zu Herrn Schuchhard, sagte ihm von meiner Notlüge und bat ihn zu helfen. Als er dann sofort in Uniform erschien, sich auswies und meine Worte bestätigte, war der Hauptmann auch überzeugt. Auch Onkel Robert Krüger half dabei mit seinem Einfluß, und so wurden dann die Motorspritze aufgebaut, die Schlauchleitungen entrollt. Wie froh war ich, und nun glaubte ich auch ganz fest, daß unser Haus gerettet würde. Zwar dauerte es noch eine ganze Stunde und es war schließlich halb vier, als er erste Wasserstrahl ankam, aber das Gefühl, daß die Feuerwehr eingreifen würde, war schon so beruhigend und machte so zuversichtlich.

Wir löschten indes hinter dem Praxis-Neubau die brennenden Kaninchenställe, wo das Feuer schon dicht vorm Heizungskeller ankam und riesige Dampfwolken beim Löschen auf-

Erika Labus (Jahrgang 1920, verstorben 2002)

Frau Labus, geb. Oppelt, wohnte während des Krieges in der Schuntersiedlung am Bienroder Weg (Gärtnerei Oppelt).

Der Weg zum Bunker

Bis zum ersten Bombeneinschlag auf unserem Grundstück und teilweisen Zerstörung unserer Gärtnerei sind wir bei Bombenalarm nicht in einen Bunker, sondern in unseren Luftschuttkeller gegangen. Danach sind wir mit unserem „Tempo“ (Geschäftsfahrzeug der Gärtnerei) in den Bunker Rühme gefahren. Nachdem es während eines Bunkeraufenthaltes Ärger gegeben hatte, habe ich mit meiner Mutter bei Alarm den Bunker Kralenriede aufgesucht.

Mein Vater ist in der Schuntersiedlung zu unseren Nachbarn an der Admiral-Hipper-Straße (heute Simonstraße) in einen Luftschuttkeller gegangen. Von den Nachbarn zu uns war ein Seil an Pfählen über die Straße (Bienroder Weg) gespannt und mit einer Glocke verbunden – die Glocke habe ich noch. Die Nachbarn, die in Gemeinschaft mit anderen Nachbarn abwechselnd die Luftlagemeldungen hörten, klingelten, wenn Bomber im Anflug waren. Wir machten uns dann auf den Weg zum Bunker, mein Vater ging in den Luftschuttkeller.

Den Bunker Kralenriede erreichten wir zu Fuß oft in letzter Minute. Bei einem Alarm – wir hatten meinen schlafenden Vater nicht so schnell wach bekommen – traten wir verspätet den Bunkerweg an.

Auf der Schunterbrücke sahen wir schon im Westen die „Weihnachtsbäume“ stehen und ein Stück weiter fielen schon die Flaksplinter vom Himmel. Meine Mutter verließen die Kräfte, sie wollte sich mit den beiden Koffern, die wir trugen, in den Graben neben dem Bienroder Weg legen und ich sollte allein zum Bunker laufen. Ich redete aber auf sie ein und zog sie weiter. Wir kamen noch unmittelbar vor den Schließen der Türen beim Bunker an und wurden durch eine Luftdruckwelle regelrecht in den Bunker hineingeschoben. Auf dem Weg nach Hause sahen wir, dass in dem Bereich, in dem meine Mutter bleiben wollte, eine Bombe explodiert war – sie hätte diesen Treffer nicht überlebt.

Nach diesem Vorfall schlieften wir in einem Abstellschuppen der Gemeinde Kralenriede, der direkt gegenüber der Ostseite des Bunkers stand. In der Bude waren Gegenstände der Gemeinschaft (Maschinen, Werkzeug, Schlachtermollen usw.) abgestellt.

Wir hatten zwei Betten dort aufgestellt. Nun fuhren wir jeden Abend mit Fahrrädern dorthin. Zum Schlafen zogen wir nur unsere Mäntel und Stiefel aus. Das Dach der Bude war leider nicht dicht, man konnte durch die Ritzen den Mond sehen und bei Regen tropfte es auf unsere Federbetten. Mäuse waren auch vorhanden, sie suchten unsere Wärme und schleppten Eicheln in unsere Betten und Stiefel.

Im Alarmfall weckte uns ein Nachbar durch Klopfen. Wir waren jetzt immer mit die ersten am Bunker, zum Erstaunen der anderen Schutzsuchenden.

Morgens sind wir dann wieder mit dem Fahrrad nach Hause gefahren und waren froh, wenn wir eine Nacht durchgeschlafen hatten. Unser feuchtes Bettzeug nahmen wir zum Trocknen mit. Zuhause haben wir dann gefrühstückt; ich freute mich immer besonders auf ein Plätzchen, das mit Bocktalg gebacken war.

Im Hochbunker Rühme

An einem Sommertag war der Beton des Bunkers richtig aufgeheizt. Es war wie im Backofen, wir standen und der Schweiß ist uns von der Nase getropft. Einige Leute sind während des Angriffs nach draußen gegangen, weil sie es nicht mehr aushalten konnten. Als wir dann den Bunker nach der Entwarnung verließen, lagen sie tot vor dem Bunker, eine Bombe war in unmittelbarer Nähe gefallen.

Im Hochbunker Kralenriede

Im Bunker belegten wir immer die gleichen Plätze. Wir saßen auf dem Flur im Erdgeschoss vor der westlichen Außenwand. Über unseren Plätzen waren die runden Belüftungsöffnungen (Überdruckventile), die bei einem Angriff immer geschlossen werden mussten. Oft waren sie es nicht und gingen dann bei Luftdruckänderung draußen auf, sie klapperten.

Als ich einmal krank war, durfte ich mich auf eines der beiden Betten im Raum 10 legen. Ich bin aber nie in der ersten oder zweiten Etage des Bunkers gewesen. Die Anzahl der Menschen im Bunker war am Abend geringer als tagsüber. Es ist immer sehr diszipliniert im Bunker zugegangen, den Anweisungen der Bunkerwarte kamen alle nach.

Den Treffer, den der Bunker abbekommen hat, habe ich miterlebt. Wir merkten, dass der Bunkerboden sich senkte und wieder anhob.

Wenn ein Angriff erfolgte, war die Toiletten-situation furchtbar, die Angst ist wohl allen auf den Darm geschlagen. Der Andrang war so groß, dass man nicht mehr auf die Toilette kam und die Toiletten waren dann sehr stark verschmutzt.

Ich kann mich an die Felmyhalle noch erinnern. Es war eine Halle für Gemeinschaftsveranstaltungen auf dem Nimo-Gelände, die diesen Namen trug. Darin hat während des Krieges die französische Chansonette Edith Piaf vor den französischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern gesungen. ■



Die Villa der Familie Gerloff am Löwenwall 16, heute Sitz der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz.

Die Gerloff-Berichte: Ein zwiespältiges Dokument

Wir sind in unserer moralischen Entrüstung heute leicht geneigt, die Augen vor der Zustimmung jener „Schweigenden Mehrheit“ der Zeit zu verschließen, weil wir uns in unserer Suche nach Traditionen auf die Wenigen berufen möchten, die offen oder verdeckt Widerstand geleistet haben. Hierzu gehören die Attentate auf Hitler, die Sozialdemokraten, Kommunisten, Pazifisten, die in den Gefängnissen und KZs der Nazis eingesperrt oder ermordet wurden.

Gleichwohl gab es jene große Mehrheit, die – sei es nicht wissend, nicht wissen wollend, sei es bejahend – ihr alltägliches Leben im Arrangement mit dem Führer-Staat lebten. Zu ihr gehörte auch Paul Gerloff. Der Arbeitsdienst schien besser als die Massenarbeitslosigkeit, viele zogen die Diktatur einer Partei und ihres Staatsapparates den Auseinandersetzungen der Weimarer Republik vor. Der Krieg schließlich wurde als notwendiges Übel hingenommen. Seine Folgen wurden nicht bedacht. Man vertraute auf „deutsche Stärke“.

Oder sie erhofften sich, und seien es auch noch so bescheidene, Vorteile für ihre eigene

Existenz zum Ausgleich für ihre vollständige politische Rechtlosigkeit. Und da sie schließlich, nach dem Untergang der alten Ordnung, erkennen mussten, wie sehr gerade diese ganz individuelle „Gleichschaltung“ ihrer alltäglichen, eben individuellen Wünsche mit den Zielen eines totalitären Staatsapparates Kernstück der jahrelangen Propaganda gewesen war, da fiel die Distanzierung schwer. Sie musste vordergründig bleiben. Die verbotene, unterdrückte Trauer über den Verlust der eigenen Ideale endete als Unfähigkeit, Trauer und Mitleid für die Opfer zu bezeugen, da man sich doch selbst zu allererst als Opfer empfand, besonders, wenn man selbst Flüchtling war oder ausgebombt wurde.

Nicht allein die Unermesslichkeit dessen, was unter nationalsozialistischer Herrschaft an Verbrechen geschehen ist, nicht allein die preußische Sorgfalt, mit der Bürokraten ihr Vernichtungswerk an den Juden betrieben: nein, die Rechtfertigung, die Zustimmung, das Geschehenlassen machte die Schuld für ein Verbrechen so umfassend, welches auszuführen ein Einzelner niemals die Macht gehabt hätte. Da-

bei war es doch „nur“ die Zustimmung zu den „Idealen“, jenen „höheren Zwecken“, in deren Namen alles geschehen war:

Das Verbot der Gewerkschaften sollte „die sozialen Klassen überwinden“, das Verbot der

Parteien „Ruhe schaffen“, die Auflösung des Parlaments „eine Quasselbude fauler Bonzen hinwegfegen“. Am Ende wurde ein ganzer Weltkrieg „zur Befriedung Europas“ angezettelt.

Frieder Schöbel, Manfred Fritz

Anmerkungen zur Person

Die Herausgabe der Berichte des Braunschweiger Zuckerfabrikanten Paul Gerloff aus den Jahren 1944 und 1945 führt die Reihe „Braunschweig im Bombenkrieg“ nun im dritten Band weiter. Nicht allein ihr Umfang ließ es uns geraten erscheinen, ihnen einen eigenen Band zu widmen. In ihrer zeitlichen Abfolge stellen sie gewissermaßen ein Protokoll der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges dar, wie diese aus heimatlicher Sicht erlebt wurde. Was ihnen ihre Bedeutung gibt, ist die eigentümliche Perspektive, aus der heraus sie geschrieben wurden. Hier tritt uns nicht der engagierte Widerstandskämpfer entgegen, nicht der zwischen Befehl und Gehorsam zerriebene Frontsoldat, aber auch nicht der allem wirklichen Leben schon ferne, in Rassenhaß und Führerverehrung aufgegangene Parteimensch.

Paul Gerloff, geboren 1876, gestorben 1954, übernahm nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er als Major eine Auszeichnung erhalten hatte, den von seinem Vater Louis 1871 gegründeten Zuckergroßhandel Gerloff & Co., Frankfurter Straße. Zum Familienbesitz gehörten des weiteren die Firmen Hermann Dancker und Staudt & Boockmann, sowie eine große Zahl Hausgrundstücke, teils in der Innenstadt, teils in den Stadtrandgebieten. Wir dürfen uns die Gerloff-Familie als wohlhabende, großbürgerliche Industriellenfamilie vorstellen, deren „Patriarch“ im damaligen Braunschweig über Einfluss und Ansehen verfügte.

1934 bis 1945 war Paul Gerloff Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer. Daneben hatte er eine Reihe weiterer Ehrenämter inne, wozu seit 1927 auch der Vorsitz der Gerloff-Stiftung gehörte. Diese 1918 gegründete Stiftung hatte vorrangig zum Ziel, insbesondere kinderreiche Familien von Arbeitern aus seinen Betrieben mit – auch damals schon knappem – angemessenen Wohnraum zu versorgen. Der

„Gerloffshof“, immer wieder in den Berichten angesprochen, ist ein solcher Wohnkomplex in unmittelbarer Nähe des Werksgeländes. Die immer wieder durchscheinende Betroffenheit ange-



Paul Gerloff

sichts der Zerstörungen dort rührt gewiss nicht allein aus dem Verlust des eigenen Besitzes her. Gerloff hatte auch ein sehr ausgeprägtes Verantwortungsgefühl für die wohl von ihm abhängigen, aber ihm eben zugleich auch anvertrauten Menschen in Betrieb und Familie.

Aktives oder passives Mitglied von NSDAP ist Paul Gerloff nicht gewesen. Mitgliedern von Freimaurerlogen, zu denen Paul Gerloff wohl gehörte, war der Eintritt grundsätzlich versagt, die Logen selbst waren verboten. Paul Gerloffs Abrechnung mit Hitler am Schluss seiner Berichte, das heißt nach dem Ende des Krieges, ist immerhin bemerkenswert. So manch Anderer hat dies jahrzehntelang nicht fertiggebracht.

In einem Brief an Freunde und Verwandte gibt Gerloff Auskunft über die Motive, die ihn zur Niederschrift der Berichte brachten. Wir drucken diesen Brief, der zeitlich bereits nach den ersten Berichten liegt, hier schon ab, da er Auskunft über Zweck und Absicht gibt, die Gerloff mit seinen Protokollen verband. Er vermittelt uns zugleich auch schon jenen zwiespältigen Eindruck, den diese Texte immer wieder in uns erwecken.

Frieder Schöbel, Manfred Fritz

Braunschweig, den 27.4.44/G/Bl.
Löwenwall 16

Liebe Verwandte und Freunde!

Aus meinem großen Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreise sind mir aus Anlaß der Terrorangriffe auf Braunschweig in den letzten Monaten so zahlreiche Briefe und Anfragen zugegangen, dass es mir angesichts der wiederholt erlittenen schweren Einbußen unmöglich war, im einzelnen zu antworten.

Das bedrückt mich, denn nicht zu antworten widerspricht ganz und gar meiner Gewohnheit und meinem Gefühl.

Aus diesem Grunde habe ich meine jeweiligen Aufzeichnungen über die Geschehnisse in Braunschweig seit Januar 1944 durch meine Sekretärin noch mehrfach durchschlagen lassen, um sie - im Umlauf - gruppenweise denen zugänglich zu machen, die freundlicherweise an unserem Ergehen teilnehmen, und - wie ich annehme - Interesse daran haben, Einzelheiten zu erfahren.

Meine bescheidenen Aufzeichnungen waren für einen größeren Kreis gar nicht bestimmt, sondern sollten als Sachberichte lediglich für meine Nachfahren im Archiv der Familie und meiner Unternehmungen Aufnahme finden - auch als Mahnung für spätere Geschlechter, vor keinen Schwierigkeiten, welcher Art und Größe die auch sind, zurückzuschrecken.

Daher enthalten diese Berichte auch vieles, was Dritte wahrscheinlich weniger interessiert. Ich bitte, darüber hinwegzusehen. Da alle, an die diese Berichte gehen, die örtlichen Verhältnisse - zumeist - gut kennen, werden die Aufzeichnungen hoffentlich verständlich.

Ich bin mir bewußt, dass es eine ziemliche Zumutung ist, das alles zu lesen. Aber angesichts der Sachlage hielt ich diesen Weg immer noch für den besten.

Inzwischen sind zwei neue, schwere Angriffe gegen Braunschweig erfolgt. In der Nacht vom 22. zum 23.4. ist der Stadtteil, in dem mein Privathaus liegt, vernichtend getroffen. Mein und meiner Schwestern Haus haben dabei sehr schwere Wunden davongetragen. Alle 24 Zimmer meines Hauses boten ein Bild der Verwüstung, fast hundert Fenster sind zerstört, 90% der Türen herausgerissen und zum Teil zerbrochen, einzelne Wände haben schwere Risse oder ihren Putz verloren, alle Möbel sind durcheinander geworfen. Aber es hat nicht gebrannt, und das Dach blieb heil, weil es so ein flaches, begehbare ist.

Noch schlimmer sieht es im Hause meiner Schwestern aus, wo auch ein heftiger Brand entstand, dessen Löschung uns in stundenlanger Arbeit ohne Hilfe der Feuerwehr gelang.

Kälte und Wind haben es bis heute sehr erschwert, die dringendsten Arbeiten, das Vernageln der Fenster und Türen, durchzuführen.

Wir blieben in beiden Häusern wohnen, wenn auch unter Verhältnissen, die man sich in Friedenszeiten nicht hätte vorstellen können.

Ich verbinde mit dem Vorgesagten meine herzlichsten Grüße und wärmsten Wünsche für persönliches Wohlergehen.

Durch Kampf zum Sieg!

Bericht 1:

Noch einmal davongekommen

Der 10. Februar 1944 in Braunschweig

Trübe brach der Tag an, dem wir noch ganz im Banne der Ereignisse der letzten acht Tage stehend schweren Herzens entgegengesehen hatten.¹ War er doch bestimmt, von unserer lieben, am 5. Februar verschiedenen Marliese für immer Abschied zu nehmen.

Bewegten Herzens versammelten wir uns mit den allernächsten Zugehörigen des Verwandten- und Freundeskreises um 10.00 Uhr vormittags im Krematorium. Pastor Staats von der Johanniskirche hielt in Vertretung des erkrankten St. Magni-Pfarrers die Gedenkrede, mit der er die Verstorbene in das Licht und die Sonne ihres jugendlichen Lebens zu stellen bemüht war. Der Schluss der Gedenkrede schon wurde von starkem Motorengeräusch gestört.

Beim Austritt aus der Halle war alles wieder ruhig. Unbesorgt brachten wir die schönen Kränze auf einem bereitgestellten kleinen Kraftwagen zum Magnifriedhofe, um damit die gemeinsame Familiengrabstätte, auf der auch die Asche unserer lieben Entschlafenen beigesetzt werden wird, zu schmücken.

Dann gingen wir (heim zu unserem Haus am Löwenwall), begleitet auf allen Wegen auch von Helmut's Braut, Rosel Grothe. In dem Augenblick, da ich die Gartentüre öffnete, verkündeten die Sirenen mit drohendem Klang Vollalarm. Das war um halb zwölf Uhr mittags.

Die Radiomeldungen waren inhaltlich allen früheren sehr ähnlich: „Starke feindliche Verbände nördlich und westlich Hannover.“ Die sorgsamsten waren Margot und Margret, die unentwegt Rettungsnotwendiges in den Keller brachten. Wir anderen mit den drei Kindern blieben abwartend noch im Südwohnzimmer.

Dann aber rief stärkstes Flakfeuer uns alle auf den Posten. Joachim zeigte mir am Himmel einen großen, über Braunschweig stehenden feindlichen Verband. Höchste Gefahr war damit gegeben. So setzte sich denn auch alles sturmartig in Bewegung, um treppauf und treppab zu bringen, was noch zu bergen war. Dann hörten

wir, noch auf den Treppen befindlich, die ersten Bomben fallen, und kurz darauf erlosch das Licht, verdunkelte sich, wie wir beobachten konnten, die Welt um unser Haus herum; Scheiben des großen Treppenhausfensters zerbrachen. Was draußen vor sich ging, war nunmehr klar. Braunschweig war Objekt eines Großangriffes der feindlichen Terrorbomber geworden.

Die ersten ruhigeren Minuten wurden genutzt, hier und dort Ausschau zu halten, die Lage zu erkunden. Ich war im Treppenhaus, als irgend jemand, von Charlotte kommend, die sehr mutig sich nach oben vorgewagt hatte, nach unten weiterrief: „Der Boden brennt!“ Ich stürzte nach oben. Der Boden war von Phosphorbrand bereits so von Rauch erfüllt, daß nicht die Hand vor Augen zu sehen war.

Durch den beißenden Qualm vorstoßend, sah ich dann den nordwestlichen Teil des Bodens (also nach Nr. 18 hin) in vollen Flammen stehen. Die Flammen züngelten zwischen den Eisenblechplatten etwa einen halben Meter hoch. Nur Sekunden war ein Aufenthalt dort möglich, gerade ausreichend, um im Laufschrift Eimer auf Eimer Wasser dorthin zu schleudern.

Auch eine Spritze setzten Joachim und Lotte in Bewegung. An dieser schwierigen Löscharbeit beteiligten sich weiter: Frau Siercke und Hilde. Erst in diesem Augenblick kam ich darauf, den Dachausgang zu öffnen. Trotz ziemlicher Entfernung vom eigentlichen Brandherd war die Holzklappe bereits so heiß, daß es mir nur mit umwickelten Händen und unter äußerster Anstrengung gelang, sie zu öffnen.

Die Feuerbekämpfung mußten wir zweimal unterbrechen, um fluchtartig in den Keller zu stürzen, da ein neues Inferno durch Bombenwürfe und Flakfeuer begann. Mit gleicher Hast stürzten wir darauf wieder nach oben, um die Feuerbekämpfung fortzusetzen.

Diese Gemeinschaftsarbeit zeitigte denn auch Erfolg. Allerdings brannte noch heftig das Dachgebälk in der äußersten Nordwestecke. Dorthin muß der Phosphor besonders stark gespritzt sein. Inzwischen aber war auch festgestellt, daß eine der beiden schweren Phosphorbomben die Decke des darunterliegenden Zimmers (jetzt Joachims Schlafzimmer) durchschlugen und dort

ziemliche Verwüstungen angerichtet hatte. Die schwere Hülse dieser Phosphorbombe war auf dem Kleiderschrank liegengeblieben, der ziemlich zu Bruch gegangen ist. Ein ganzes Fenster war dort herausgerissen worden.

Auch die Tür nach dem sogenannten Morgenzimmer hat dem Druck nachgeben müssen. Ja, bis ins Parterre war die Wirkung gegangen. Der dort hängende große Prismenkronleuchter – noch von den Eltern stammend – lag zertrümmert am Boden. Ein unbeschreibliches Durcheinander von Möbeln und Sachen war das äußere Kennzeichen des Kampfes mit den Elementen. Von Rauch, Staub, Lehm, Kalk und Putz aber waren alle Räume des ganzen Hauses erfüllt und bedeckt.

Die Aufgabe, die uns unvermittelt zugefallen war, dann das Bewußtsein, durch entschlossenen, gemeinsamen Einsatz Haus und Hof gerettet zu haben, überbrückten an diesem Tage alle Trauer um unsere liebe Entschlafene.

Die feindlichen Flieger zogen ab, die Flak schwieg. Ich stieg aufs Dach und sah dann, daß überall nahe und fern schwere Brände aufblühten. Es brannte im Klint, in der Auguststraße, Ölschlägern, Am Magnitor. Dicke, schwere Rauchschwaden zogen bei dem sehr starken Westwind gegen und über unser Haus.

Eine Ruhepause konnte es für uns nicht geben. Der Tag mußte zu Aufräumarbeiten noch ausgenutzt werden; alle Hände rührten sich, wo immer es am nötigsten war. Alle Hausbewohner haben bis an die Grenze ihres Leistungsvermögens zugegriffen, am meisten Margot und Margret, die in den vergangenen dreieinhalb Tagen schier Übermenschliches geleistet haben.

Jeder übernahm eine Aufgabe, Margot und ich zunächst die, irgendwie das Riesenloch im Dach (ca. 80 cm Durchmesser) zu schließen. Dazu aber mußten in stundenlanger, sehr mühevoller Arbeit bei dem sehr kalten, von Rauch erfüllten Westwind zweieinhalb Meter im Quadrat die halb verschlammten, 30 cm tiefen Grandmassen weggeschaufelt werden.

Die anderen begannen auf dem Boden, wo bis zum Abend versteckt immer noch Funken sichtbar wurden, „aufzuräumen“, soweit davon die

Rede sein konnte, und den Deckendurchbruch nach unten abzudecken.

Aus dem Tohuwabohu in Joachims Schlafzimmer mußte wenigstens das Bett sichergestellt werden.

Die zerstörten Fensterscheiben machten das Haus reichlich kalt und ungemütlich. Inzwischen sind aber diese Fenster mit Sperrholz vernagelt, das ich für solche Fälle schon vor einem Jahr sichergestellt hatte.

Alle fleißigen Hände des Hauses haben nunmehr schon seit dreieinhalb Tagen unermüdlich geschafft, allen voran Margot, die – das wird jeder gern bezeugen – schier Übermenschliches geleistet hat.

Für das fehlende elektrische Licht, das fehlende Wasser Ersatz zu schaffen, erforderte auch allerhand Überlegung und Kraft. Dazu kamen viele andere Störungen, die ein „Zupacken“ erforderten.

Für Wochen bleibt noch viel zu tun übrig, um das wohnliche Gleichgewicht einigermaßen wiederherzustellen. Ja, wenn man wüsste, ob Braunschweig weiterhin auf dem Programm der Terrorflieger steht! Nach menschlicher Berechnung muß diese Frage mit ziemlicher Sicherheit bejaht werden. Darauf sich jetzt mit allem einzustellen, ist oberstes Gebot. Dazu werden die gemachten Erfahrungen in mancher Hinsicht von uns nutzbar gemacht, so zum Beispiel Öffnen aller Fenster und Türen in jedem Alarmfalle.

Das Hausdach wird weiter verstärkt. 200 Eisenplatten à elf Pfund hat die Hausgemeinschaft, hervorragend unterstützt von der unermüdlichen Frau Plumbohm, nach dem Terrorangriff noch hinaufgeschafft. Im Keller nehme ich weitere Abstützungen vor.

Eine dritte Phosphorbombe war zwei Meter vom Hause direkt vor dem Eingang zur untersten Etage (also auf der Nordseite) eingeschlagen. Die ganze Wandseite ist bis zum Dach (20 m Höhe) mit Phosphorbrandstellen übersät, aber ohne Schaden anzurichten.

Etliche Fensterscheiben gingen auf der Nordseite zu Bruch, vor allem bei Sierckes. Das Haus Nr.18 ist Gott sei Dank völlig verschont geblieben, eine einzige Fensterscheibe hat daran

glauben müssen. In großer Unruhe war ich wegen des Gerloffshofes: Erst am Spätnachmittag erfuhr ich, daß dort „nur Stabbrandbomben“ niedergegangen waren, die aber überall schnell gelöscht sind. Eine derselben hat das Kontorhaus durchschlagen, um sich direkt vor der inneren Tür meines Privatkontors breitzumachen. Die Gefolgschaft war auf dem Posten, das zu verhindern.

Unsere Häuser in der Stadt sind im wesentlichen verschont geblieben, nur in der Abelnkarre 7 ist das massive Hofgebäude mit großer Bäckerei vollständig ausgebrannt.

Aber ansonsten hat unsere alte, schöne Stadt sehr schwer gelitten. Auf mehreren Gängen habe ich die furchtbaren Wirkungen der Bombenwürfe in Augenschein genommen. Ganze Straßenzüge sind vernichtet, so zum Beispiel die Kaiser-Wilhelm-Straße², auf der kein heiles Haus mehr steht.

Die Bismarckstraße mit katholischem Krankenhaus ist ein einziger Trümmerhaufen, ebenso die Häuserblocks um die Paulikirche.

Schwer gelitten haben unter anderem der Steinweg, der Bohlweg, der Hagenmarkt, der Damm, die Stobenstraße, Ölschlägern, die Auguststraße, die Parkstraße, die Neue Straße, die Wilhelmstraße, der Sack, Wollmarkt, usw.

Von bekannten Grundstücken sind vollkommen vernichtet: Das schöne „Wittekopfhäus“, die „Hagenmarkt-Apotheke“, das „Parkhotel“ (Kaffee Lück), das „Deutsche Haus“, das „Mumme“-Häselerhaus, die „Alte Waage“, das „Neustadtrathaus“, das schloßartige Gebäude des Herrn von Wangenheim (das alte Ehepaar liegt noch unter den Trümmern), die „Schauburg“, die „Hagenschenke“, das große Geschäftshaus von Langerfeldt, ebenso das von Schuchhard, von Pfeiffer und Schmidt, das von Perschmann, die „Tageszeitung“, der „Preußische Hof“ (Kaffee Marquorth), das alte Ministerium,

die Brüdernkirche, Paulikirche usw.

Viele Straßen sind infolge Schutts zusammengestürzter Häuser unpassierbar oder abgesperrt, weil überall noch schwere Blindgänger liegen. So ist auch der ganze Hagenmarkt unbetretbar, wo noch vier ganz schwere Bomben der Entschärfung harren.

Die dort wohnende Familie Grothe hat schwere Einbuße erlitten. Nach dem Hagenmarkt zu sind sämtliche Fenster entzwei, die Wohnung ist ausgeräumt. Die Lagergebäude und die dahinter liegenden Höfe sind zum größten Teil durch Feuer vernichtet. Dazu die ständige Gefahr der Explosion der auf dem Hagenmarkt noch liegenden Bomben. Trotzdem hält die Familie Grothe dort aus, nur Rosel Grothe ist unser Logiergast, um am Tage ihren Eltern beizustehen. Aber sie kann ihr Haus nur auf Umwegen über Trümmer und Gärten vom Werder her erreichen.

Das Ganze ist eine Katastrophe, die als die bisher größte in der Geschichte der Stadt Braunschweig bezeichnet werden muß.

Wir selbst müssen sehr dankbar dafür sein, dieses Mal noch mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Es ist schon eine Fügung eigener Art, daß der traurige Anlaß der Beisetzung unserer geliebten Marliese Joachim und mich zu der Stunde der Katastrophe nach dem Löwenwall geführt hat, während wir unter normalen Verhältnissen auf dem Gerloffshofe festgesessen hätten. So aber waren wir in der Lage, der Hausgemeinschaft bei der Bekämpfung der Gefahr, besonders beim Löschen des Brandes, Hilfe und Stütze zu sein.

Die Kinder haben das alles im Luftschuttkeller miterlebt. Aber auf Claus ist das Geschehen doch nicht ohne Eindruck geblieben, er erklärte immer wieder: „So habe ich mir die Sache doch nicht gedacht!“ Er meinte, unser Haus könnte nicht getroffen werden.

Bericht 2:

Bis der Tag der Vergeltung kommt

Allgemeine Bemerkungen zu den planmäßigen Bombenangriffen auf Braunschweig im Januar und Februar 1944, im besonderen zum Terrorangriff am 20. und 21. 2. 1944

Nachdem seit ca. anderthalb Jahren die englisch-amerikanische Kriegführung die planmäßige Zerstörung deutscher Städte, vorzugsweise Nordwestdeutschlands, zum kriegsentscheidenden Mittel gemacht hatte, nachdem insbesondere die Terrorbrandfackel – vom Kanal und von der Nordsee her, von Stadt zu Stadt ins Innere des Reiches getragen – auf diesem Wege in der Zeit vom 26. Juni bis zum 19. Oktober 1943 auch die Gauhauptstadt Hannover vernichtend erreicht hatte, war es bei vernunftmäßiger Überlegung nur eine Frage der Zeit, wann Braunschweig ein gleiches Schicksal erleiden würde.

Wenn sich dies erst im Januar/Februar 1944 vollzog, so hatte der Feind hierfür wohl militärische Gründe, die auf der Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit beruhen dürften, über bisher verschont gebliebene Räume hinweg großstädtische Zentralpunkte des Reiches, insbesondere die Reichshauptstadt, ferner München-Nürnberg, Leipzig, Frankfurt/Main zum Objekt des unbeugsamen Vernichtungswillens in der Hoffnung zu machen, neben anderem die seelische Widerstandskraft des Volkes zu brechen.

Die stets über Braunschweig erfolgenden Einflüge zum Angriff auf Berlin, die uns jeweils für drei bis vier Stunden in den Keller zwangen, ließen ausreichend deutlich werden, welche großen fliegerischen Machtmittel der Feind einzusetzen vermag, seinen Zweck zu erreichen.

Immer ging es, wie manche meinten, gnädig an Braunschweig vorüber, de facto aber doch so lange nur, als Braunschweig eben noch nicht „dran“ war. Das Gefasle über Gründe, Braunschweig zu schonen oder infolge Nebelbildung nicht sehen zu können, beruhte auf keinerlei sachlich berechtigten Gründen.

Der kategorische Imperativ, den einst Cato im Dritten Punischen Kriege mit den Worten: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“² zum Gesetz des Handelns erhob, nämlich durch

völlige Zerstörung der Stadt Karthago alle Lebenskraft und -fähigkeit des Volkes zu vernichten, ist heute – nach über 2000 Jahren – den Anglo-Amerikanern zum Inbegriff ihres letzten Ziels geworden: durch rücksichtslose Brandschatzung der deutschen Städte deutsche Kultur und deutsches Wesen für immer auszulöschen.

Deutschland aber wird den bitteren Kelch bis zur Neige leeren, ohne zu kapitulieren, in dem verpflichtenden Bewußtsein auszuharren, bis der Tag der Vergeltung kommt, an dem dem Feinde mit verdoppelter Kraft heimgezahlt wird, was er uns angetan hat.

Nur in diesem Glauben erträgt das deutsche Volk alle Opfer, alle Mühsal, alle Entbehnungen und Sorgen, auch die schweren Störungen des physischen und seelischen Gleichgewichts.

Wie überall im Deutschen Reich hat sich auch die Bevölkerung Braunschweigs in Fassung, Haltung und Einsatzbereitschaft in nunmehr fünf schweren Angriffen voller Würde und Standhaftigkeit erwiesen.

Der 11., 14. und 30. Januar, der 10., 20. und 21. Februar 1944 stellten die markante Reihenfolge im Geschehen dar. Dazwischen liegen unzählige Alarme am Tage und in der Nacht, die dafür sorgten, als „drohende Gewitter“ die Menschen in ständiger Bewegung zu halten.

Wenn auch bestimmt weitere Vernichtungsschläge gegen unsere ehrwürdige Stadt folgen werden, so ist rückschauend auf die bisherigen Ereignisse doch schon jetzt ein ganz klares System für die Vernichtung Braunschweigs erkennbar geworden.

Die Angriffe des 10. und 14. Januar galten ganz zweifellos den südöstlichen Außenbezirken der Stadt, um ein Ausweichen der Bevölkerung nach dorthin nachhaltig zu erschweren. Durch verschiedene Umstände, vor allem durch Windinflüsse, verlagerte sich der Angriff am 14. Januar – den südlichen Außenbezirk Braunschweigs noch erfassend – in den Raum zwischen Braunschweig-Wolfenbüttel-Gr. Denke-Schöppenstedt. Wolfenbüttel wurde in seinem Nordteil mitgenommen, aber 22 Ortschaften besagten Gebietes erlitten schwerste Einbuße an

Menschen, Vieh und Gebäuden.

Und gerade dieser Raum, der fast völlig frei ist von Industrie, war für den sichersten um Braunschweig herum gehalten worden, und dort hin hatten denn auch viele Privatpersonen, Betriebe und Verwaltungsstellen Vermögensteile und Güter aller Art „in Sicherheit“ gegeben.

Auch wir hatten das getan und in den Orten Bornum, Neindorf und Dettum Möbel und Einrichtungen, Waren und Betriebseinrichtungsgegenstände zur Einlagerung gebracht.

Alle drei Orte gehören mit zu den am schwersten betroffenen Dörfern. Von den beiden erstgenannten Orten z.B. stehen nur noch wenige Häuser. Aber der Zufall hat hier glücklich gewaltet, unsere Läger, zwar schwer bedroht durch Feuer ringsherum, blieben intakt.

Was der Feind am 11. und 14. Januar nicht erreicht hatte, holte er am Sonntag, den 30. Januar, nach, an dem die Verlobung Helmut - Rosel ihre äußere feierliche Bestätigung erhalten sollte. Hierzu hatte das Elternpaar Grothe zu 2.00 Uhr nachmittags die beiden Familien in das Parkhotel geladen. Aber um 12.00 Uhr mittags heulten die Sirenen auf. Die Gewohnheit hat uns für alarmmäßiges Verhalten schon allerhand gelehrt.

Ein ganzes Bündel von Pflichten hat jeder Einzelne in fliegender Hast noch zu erfüllen: Zwanzig Mal gilt es stets für jeden, die Treppen hinter- und heraufzuspringen, die wichtigsten, täglich notwendigen Sachen in Sicherheit zu bringen. Und doch denkt man hinterher mit Schrecken daran, was noch alles an Unersetzlichem und Unentbehrlichem vernichtet werden würde, wenn, ja wenn das Haus in Schutt und Asche läge.

Das geschah am 30. Januar gottlob nicht, aber die Bombeneinschläge waren so nahe, daß wir den Luftdruck am Schwanken des Hauses deutlich verspürten. Der erste Weg nach vermeintlichem Ende des Bombenangriffes ist für mich immer aufs Dach. Zahlreiche neue Brände, vor allem in Richtung Wolfenbüttler Straße, Salzdahlumer, Frankfurter Straße waren aufgeflammt. Die Sorge um den Gerloffshof veranlaßte mich, noch vor der vollen Entwarnung mit Joachim hinauszufahren. 100 Meter vom Gerloffshof entfernt hatte es schwer hingehauen und unter anderem die Chemische Fabrik Eisenbüttel (früher Schenkel), die Versorgungsbetriebe etc. in Brand gesetzt und vernichtet. Auch etwa 100 Meter entfernt vom Löwenwall standen eine ganze Reihe Häuser in Flammen, am Ende der frü-



Brennende Speicher auf dem Gerloffshof, von der Bahnhofstraße/Fabrikstraße aus gesehen, 20.02.1944

heren Adolfstraße, in der Leisewitzstraße etc.

Doch das Leben – und hier die Freude über Helmut's Verlobung – forderte sein Recht. Und so haben wir denn dank Grothescher Güte ab 3.00 Uhr nachmittags sehr hübsch und gemütlich bis 7.00 Uhr getafelt und gefeiert.

Aber kaum zu Hause angekommen, war schon wieder Alarm, den wir hiernach natürlich als besonders lästig empfanden.

Was der 10. Februar an Leid, Sorge und Not brachte, ist von mir in einer besonderen Sachskizze festgehalten worden. Sie mag dahin ergänzt werden, daß der Mittagsangriff dieses Tages mit Kurs Süd – Südwest, Ost – Nordost quer über Braunschweig hinwegbrauste.

In der Bevölkerung verbreitete sich die Ansicht, daß der nächste Angriff am 15. Februar fällig sei. Die Vorhersage stimmte – wie gewöhnlich – nicht.

Aber der 20. Februar schlug unserer Stadt und insbesondere uns selbst neue schwere Wunden. Dieser Angriff hatte – klar erkennbar – dem Südwesten, Westen und Nordwesten der Stadt gegolten, vor allem dem Bahnhofsgelände und den großen Betrieben dieses Bezirkes.

Wieder war es Sonntag, wieder die Mittagszeit, wie so oft schon. Im Keller sitzend, tatenlos das An- und Abschwellen des Feuerzaubers erleben zu müssen, mit der zehrenden Sorge um alles das, was auf dem Spiele steht, ist für mich immer die quälendste Zeit. Und so auch am 20. Die deutlich vernehmbaren schweren Einschläge ließen nichts Gutes ahnen. Als ich aber, so frühzeitig wie möglich, vom Dache aus Ausschau hielt und nun etliche, allerdings schwere Brände sah, die ich mittels einer Karte anpeilte, war ich so beruhigt, daß ich das „Mittagsschläfchen“ nachzuholen bemüht war.

Zwischen 4.00 und 5.00 Uhr erfuhr ich dann aber – Joachim war schon lange hinausgefahren – daß der Gerloffshof, von 20 bis 30 Zentnerbomben getroffen, allerschwersten Schaden erlitten hatte.

Herr Former – Werkluftschutzleiter – holte mich im Auto ab. Der erste Eindruck war – von der Bahnhofstraße aus – so erschütternd, daß es nicht leicht war, zwischen all den in höchster

Aufregung herumstehenden Menschen die Fassung ganz zu behalten. Hier hatte es allerdings so konzentriert hingehauen wie wohl nur an wenigen Stellen der Stadt. Auf einem Raum von kaum 100 zu 100 m im Quadrat – nämlich um den Eingang zum Gerloffshof herum (von der Bahnhofstraße aus) waren nicht weniger als *fünf* der schweren Bomben niedergegangen, deren Trichter zehn bis zwölf Meter im Durchmesser und drei bis fünf Meter in der Tiefe maßen.

Unter solch gewaltiger Wirkung waren das Wohnhaus an der Straße, in dem sich unten die Geschäftsräume der Edeka, in der ersten Etage die Wohnung des Prokuristen Haude, im Dachgeschoß die Wohnung meines alten Kriegskameraden Volkmann befanden, das Kontorgebäude Gerloff & Co. sowie das Wohnhaus zur Rechten mit der „Waage“ ganz oder zum größten Teil zusammengebrochen. Ungeheure Trümmerhaufen kennzeichneten die Zerstörung.

Eine Einsatzkolonne war bereits bei der Arbeit, sich durch das Gewirr von Erdhaufen, Balken, Wänden und Steinen einen Zugang zum Keller zu bahnen, um nach dem vermißten Volkmann zu suchen. Am späteren Abend wurde seine Leiche gefunden. Er hatte, die Gefahr unterschätzend, nicht wie die anderen den im Garten angelegten Laufgraben aufgesucht, sondern sich mit zweien unserer Gefolgschaftsmitglieder⁵ draußen aufgehalten. Im allerletzten Augenblick waren letztere in den von mir unter dem Kontor gebauten Bunker gesprungen, während Herr Volkmann verschwunden war. Er war ins Haus geflüchtet, in dem er, noch bevor er den Keller erreichte, von den Massen des zusammenstürzenden Gebäudes erdrückt wurde. Eine Warnung für alle – ich gebe zu – auch für mich.

Ich bahnte mir einen Weg durch den Keller in das Innere des Kontors. Was hier das Auge sah, ist kaum zu schildern. Wände, Türen, Fenster und Einrichtungsgegenstände aller Art lagen hochgetürmt im wilden Chaos durcheinander. Die Decken hingen zerrissen herunter, der vordere Ausbau war vollständig eingedrückt.

Es hat sich gezeigt, daß die Saugkraft des luftleeren Raumes, der bei der Explosion der schweren Bomben entsteht, eine noch verächtendere Wirkung ausübt als die unmittelba-

re Treffwirkung der explodierenden Granaten. Das scheint wissenschaftlich ein noch unerforschtes Gebiet zu sein.

Das große Zuckerlager und die maschinelle Zuckerpackerei waren – fast wunderbarerweise – erhalten geblieben. Das Kontorgebäude hatte den Stoß aufgefangen.

Der Weg ging weiter nach der Frankfurter Straße zu, vorbei an den Gebäuden, die 1930/31 nach dem großen Brande neu errichtet waren. Auch sie sind im wesentlichen erhalten geblieben und damit gottlob auch Herm. Dancker.



Kontorgebäude des Gerloffshofes, 20. Februar 1944

Schwerer sind wieder die Werkstätten der Firma Staudt & Boockmann mitgenommen, gegen deren nördliche Front sich der ganze Druck einer schweren Sprengbombe richtete, die unmittelbar hinter der Grenze nach den Wilke-Werken zu (die übrigens auch sehr schwer gelitten haben) niedergelassen war.

Durch den Luftdruck ist *innerhalb* der Werkstätten der Fußboden hochgehoben worden. Eichene Schwellen eines Schienengleises, das längs unserer Grenze bei den Wilke-Werken verläuft, sind über das große F-Gebäude⁴ hinweg auf das Dach des Neubaus von 1931 geschleudert worden. Gleiches ist mit halben bis drei viertel Zentner schweren Steinen geschehen. So haben alle Dächer sämtlicher Gebäude des

Gerloffshofes schweren Schaden erlitten. Sie sind alle mit Geröll bis zu den schwersten Brocken übersät.

Weiter ging es dem Ausgang der Frankfurter Straße zu. Er ist vollständig durch einen gewaltigen Trichter versperert, der sich zwischen den Häusern Frankfurter Straße 38 und 39 befindet, also dicht bei der ehemaligen Tankstelle. Der Luftdruck hat die Südostecke des Grundstückes Frankfurter Straße 38 hinweggerissen und den massiven Keller eingedrückt. Schwer beschädigt sind die umliegenden Gebäude, besonders auch

das 1933 zu Wohnungen ausgebaute Haus Frankfurter Straße 39, in dem unter anderem auch der alte Herr Osterburg wohnt.

Eine heile Fensterscheibe auf dem Gerloffshofe ist eine Seltenheit. Schätzungsweise dürften auf ihm wohl 700 bis 800 Fensterscheiben zerbrochen sein. 15 Familien des Gerloffshofes sind wohnungslos geworden.

So groß das Unglück ist, so verdient ein Umstand doch, als glücklich bezeichnet zu werden, nämlich, daß kein Feuer ausgebrochen ist. Wäre das geschehen, wäre das Unheil zu einer Katastrophe aller schlimmster Art geworden.

Große Sorge bereitete die Tatsache, daß auf oder am Gerloffshof noch drei Blindgänger gleichen Kalibers lagen. Einer davon ist – fraglos ein Zeitzünder – in der Nacht vom 21. auf den 22. hochgegangen. Schwerer Schaden ist dadurch beim Nachbar Severin entstanden, während uns die Trennungsmauer, die vollkommen weggerissen ist, horizontal noch leidlich Schutz geboten hat. Was hochgeschleudert wurde, fiel auf unsere Dächer nieder, neue Zerstörungen hervorruhend. Verheerend ist der Zustand unserer Gleis-

anlage. Drehscheibe und Einfahrt sind so nachhaltig zerstört, daß vorläufig keine Möglichkeiten der Instandsetzung vorhanden sind. Drei auf unserem Gleis stehende Güterwagen sind vollständig demoliert.

Angesichts der geschilderten Lage Entschlüsse zu fassen war und ist nicht leicht. Aber schon die erste Nacht gab mir meine Kraft dazu wieder. Ich suchte am 21. morgens sofort alle in Betracht kommenden leitenden Männer der Wehrmacht, der Stadt und der Polizei auf, Hilfe zu erbitten.

Zusammen mit einer Militärkolonne von etwa 35 Mann hat unser Personal, Männer, Frauen, Mädels in blauen Hosenanzügen, mit Schaufel und Hacke sich sofort in den Aufräumdienst gestellt. Nur wenige fehlten. So wird zugepackt, wie ich es in einem Aufruf an die Gefolgschaft gefordert hatte.

Abgesehen davon tauchen am laufenden Band schwerwiegende Fragen auf und Probleme, deren Lösung noch viel, viel Kopfzerbrechen verursachen wird. Alles kommt jetzt auf das Zunächstliegende an. Das richtig zu erkennen, ist das Entscheidende.

Das Fehlen von Wasser, Licht, Gas, Telefon, Kanal erschwert jede einzelne Maßnahme, die notwendig ist, sehr.

Der Betrieb Gerloff & Co. ruht noch, aber zur Wiederaufnahme der Arbeit haben wir uns vorläufig im Kontor der Firma Herm. Dancker eingeschoben. Der Betrieb wird in seinem Ablauf vollständig umgestellt werden müssen.

Zwei der großen Trichter an der Frankfurter Straße sind heute - 48 Stunden nach dem Angriff - bereits so weit zugeworfen, daß Fahrzeuge notdürftig wieder herein- und hinausfahren können. Der Eingang Bahnhofstraße wird noch für Monate gesperrt sein.

Von dem Gebäude A am Eingang von der Bahnhofstraße ragen noch Dachteile, Wände und Schornsteine in den Himmel, der völlige Zusammenbruch kann jeden Augenblick erfolgen.

Schlimm ist, daß am gleichen Tage auch der große Betrieb Noltemeyer, von dem wir den großen Bedarf von täglich 15000 Papiertüten bezogen, *vollkommen* vernichtet ist. Ob wir daher die Packerei überhaupt fortsetzen können, bleibt eine noch völlig ungeklärte Frage.



Zerstörte Waggons auf dem Abstellgleis, 20. Februar 1944

Daß der Gerloffshof – zwischen Reichsbahn, kriegswichtigen Rüstungsbetrieben (Wilke-Werke, Karges & Hammer, Luther-Werke) auf der einen, Flugplatz Broitzem auf der anderen Seite liegend – eine höchst gefährdete Lage hat, war mir seit langem klar, so daß es mich an sich nicht überraschen konnte, daß er nun in Mitleidenschaft gezogen wurde.



Zuckergroßhandlung Gerloff, Bahnhofstraße 16, 20. Februar 1944

Mut und Zuversicht auf bessere Zukunft sind ungebrochen, und ich hoffe, es noch zu erleben, daß der Gerloffshof in seinen zerstörten Teilen neu erstehen wird. Alle meine Kräfte gelten ihm, solange ein gütiges Geschick mir solche läßt.

Was der Angriff am 20. Februar sonst in Braunschweig zerstört hat, soll aus naheliegen-

den Gründen hier nicht erörtert werden. Von unseren Häusern ist Schöttlerstraße 13 noch schwer mitgenommen. Am 21. Februar richtete sich der Angriff gegen den Norden der Stadt. Schwer getroffen sind Querum, Kralenriede, Waggum und Bienrode.

Bericht 3:

Im Kampfe um Deutschlands Freiheit

Der Terrorangriff am Mittwoch, den 15.3.1944, auf Braunschweig – Die Folgen auf dem Gerloffshof

Einige Tage waren frei von Alarm; die Bevölkerung fing an, sich zu beruhigen. Die Wetterlage war allerdings so ungünstig, daß mir diese Ruhe schon voll verständlich war. Daß die Anglo-Amerikaner mit ihren Terrorangriffen etwa zurückhaltender, zahmer werden würden, konnte und kann kein vernünftiger Mensch glauben.

Vorgestern Abend saßen Margret und ich noch ein Stündchen gemütlich in Nr. 18 mit Karl und Elisabeth zusammen, die nach einigen Wiedersehenstagen heute früh 7.14 wieder nach Berlin zurückgefahren sind. Karl bemerkte am Schluss: „In Braunschweig geht es doch ruhiger zu als in Berlin.“

Nun, heute früh hätte er eine neue Kostprobe des Feindwillens erhalten können, Braunschweig schrittweise das Schicksal anderer Städte zu bereiten. Es war viertel elf. Ich saß an meinem Behelfstischchen im provisorischen Gemeinschaftsbüro bei Gerloff & Co., als das aufpeitschende Alarmsignal ertönte und alle Büroinsassen zur Sekunde elektrisierte. Panik ist zu viel gesagt, aber die Erinnerung an die vergangenen Angriffe sitzt allen noch zu tief in den Knochen. So strebt im Alarmfalle jeder und jede blitzschnell dorthin, wo er sich am sichersten glaubt. Ob er dabei immer richtig handelt, ist eine andere Frage.

Unruhe, Sorge oder Angst – je nach Art und Temperament der Menschen verschieden – hat z. Zt. überall ein gut Teil der Luftschutzanordnungen zunichte gemacht. Neue, den Verhältnissen besser angepaßte Anordnungen, werden hoffentlich in Kürze erlassen.

Der Gaubefehlsstand Hannover meldete im Radio, daß die Spitze der feindlichen Flugverbände von Peine aus Kurs auf Braunschweig genommen habe. Dann folgte auch bald ein wütendes Flakfeuer, durch das deutlich vernehmbar das etwas zischende Geräusch abgeworfener Bomben drang. Beim vorsichtigen Auslug war die Luft bereits von Brandgeruch erfüllt wahrnehmbar. Dann sah man am Himmel auch schon schwarze Qualmwolken im scharfen Zuge von Westen nach Osten ziehen.

Ich stieg aufs Dach, ringsum Feuerbrände, im Süden, Westen, Nordwesten und Norden. Ganz gefährlich sah es in Richtung Hagenmarkt aus, und dorthin eilte ich schnellstens, zu sehen, ob auch bei Grothes nichts passiert sei. Es war dort gerade noch gut gegangen. Ich rief *vergebens* Gerloff & Co. an. Das war das Signal für mich zum schnellsten Aufbruch per Rad dorthin. Feuer und Qualm sah ich schon von weitem. Man ist an Überraschungen, katastrophenartige Erlebnisse allmählich schon gewöhnt.

Der ganze Speicherblock H. J. O. – ca. 1900 qm groß – stand in hellen Flammen, mit erfreulichem Nachdruck von der Werksfeuerwehr der benachbarten Wilke-Werke bekämpft. Das 1942 gemeinsam erbaute, 200 Kubikmeter fassende Wasserbassin erfüllte hervorragend seinen Zweck. Man hatte mit Recht den Hauptwert auf die Sicherung des Speichers B (Kontor, Zuckerlager, maschinelle Packerei, Gemeinschaftsraum) gelegt. Die Flammen hatten, durch starken Wind dorthin getrieben, über die 14 m breite Mittelstraße hinüber auf der Nordseite des Speichers B bereits die Türen und Fenster, Dächer und Vorbauten erfaßt.

Daß es in letzter Minute gelungen ist, dieses Gebäude mit großen Zuckervorräten und wichtigen Einrichtungen zu retten, verdient ganz besondere Anerkennung.

Wüst sieht es hier nun wieder aus. Was in den letzten drei Wochen hier an Wiederinstandsetzungen erfolgte, ist wieder zerschlagen oder verbrannt. Aber schlimmeren Schaden hat noch das Wasser angerichtet, das gegen das Zuckerlager zur Rettung geschleudert wurde. Ein vollständiger Überblick fehlt noch. Die Speicher H. J. O. sind restlos verloren. Jetzt, drei Tage

noch nach dem Angriff, flammt das Feuer an verschiedenen Stellen immer wieder auf. So ist auch am 16. 3. die Feuerwehr mit zwei Schlauchleitungen noch den ganzen Tag beschäftigt. Wir selbst hatten in dem Speicherblock unseren Pferdestall, die Waage, mehrere Garagen, die Tischlerei, die Schauer für die Fuhrwerke u.a.m.

Das Gebäude H enthielt Wohnungen für Werksangehörige und Fremde (Lilie, Striepe, Sulovsky, Büttner, Schultze), ferner das Hauptlager der Edeka, ein großes Lager der Braunschweiger Blechwarenfabrik, ein Lager der Konservenfabrik A.W. Querner und schließlich das Öllager der Firma „Technika“ (Grosse).

Es müssen hochkonzentrierte und schwere Brandbomben gewesen sein, die hier niedergegangen sind. Eine wurde beim Aufschlag beobachtet, sie erzeugte eine 10 m hohe Stichflamme. Das Feuer griff derart schnell um sich, daß so gut wie nichts gerettet werden konnte. Unser Pferd war ebenso wie das der Edeka scheu geworden und ausgerückt. Beide sind wieder eingefangen. Unsere Lastkraftwagen waren unterwegs und sind so Gott sei Dank unversehrt geblieben.

Die städtische Feuerwehr hat erst gegen drei viertel zwei eingegriffen, die Gründe dafür müssen noch geprüft werden. Bei sofortigem Eingreifen hätte das dreistöckige H-Gebäude vermutlich gerettet werden können.

Die Vernichtung des genannten Speicherblockes wird das Bild des Gerloffshofes völlig verändern. Die Trümmer und Ruinen werden uns leider unabsehbare Zeit an diesen Tag, an diese aller menschlichen Vernunft und allem kulturellem Empfinden Hohn sprechende Kriegsführungsart erinnern.

Ich nehme auch dieses hin als einen Tribut, der im Kampfe um Deutschlands Freiheit und damit für die Zukunft der Kinder und der Firma gebracht werden muß.

Gewiß werden Gedanken darüber wach, wie viele Mühe und Arbeit während eines halben Jahrhunderts den Gebäuden gewidmet ist, die Feindeshand in wenigen Stunden in Schutt und Asche legte. Wie wir selbst sind auch sie erdgebunden und zeitbedingt. Zu gegebener Zeit



Schwelende Trümmer auf dem Gerloffshof nach dem Angriff vom 15.03.1944

Neues aus der Asche entstehen zu lassen, wird eine dankbare, ja reizvolle Aufgabe sein, die schon des Schweißes der Edlen wert ist. Kann ich sie nicht mehr erfüllen, dann eben meine Nachfahren, für die ja schließlich auch noch etwas zu tun übrig bleiben muß.

Die wertvollsten Gebäude des Gerloffshofes sind noch erhalten geblieben. Was vernichtet wurde, wäre in einer besseren Zeit sowieso ersatzbedürftig geworden. Vielleicht hat das Schicksal mir einen solcher Erkenntnis entspringenden Entschluß erleichtern wollen. Ich nehme das vor-

läufig an, denn etwas Gutes muß aus all dem Geschehenen doch schließlich entspringen.

Im übrigen fühle ich mich so lange vom Schicksal gesegnet, als mir die Kraft bleibt, an der Stätte, die zum Inhalt meines Lebens wurde, weiter zu wirken und zu schaffen.

Eine auffallende Erscheinung ist zu vermerken: daß nämlich nicht nur bei uns, sondern auch in zahlreichen anderen Fällen bei diesem Terrorangriff ganz die gleichen Ziele getroffen sind, wie beim letzten oder vorletzten feindlichen Bombenabwurf.

Bericht 4:

„Inaugenscheinnahme“

Die Terrorangriffe am 23. und 29. 3. 1944 auf Braunschweig

Es ist fast schon zu einem närrischen Spiel der Anglo-Amerikaner geworden, Braunschweig allwöchentlich etwa einmal einen Besuch abzustatten und dabei - gegen alle Regeln des Rechts und der Sitte, der Vernunft und des Anstandes - die Bevölkerung mit Bomben zu bewerfen.

Diesen Freundlichkeiten muß man sich zwar fügen. Aber man tut es mit geballter Faust und nimmt das Recht für sich in Anspruch, sich

diesen Gangstermanieren so weitgehend als möglich anzupassen. Die Beachtung und Ausnutzung der Erfahrungen zeitigt denn auch allerhand Erfolge, wenn auch jeder neue Angriff doch noch irgendwelche Überraschungen bringt.

Die Tageseinflüge in den Vormittagsstunden - so zwischen 10.00 und 13.00 Uhr - scheinen, besonders den Amerikanern, vermeintliche Vorteile zu bieten. Die Engländer bevorzugen die Nacht - wohl in der Annahme, sich in der Dunkelheit feindlichen Angriffen besser entziehen zu können. Nachdem sie aber in den letzten acht Tagen ihre Angriffe auf Berlin und Nürnberg mit dem hohen Preis von 112 bzw. 132 viermotori-

gen *Bombern* bezahlen mußten, wird ihr Mut zu nächtlichen Spazierfahrten ins deutsche Land doch vielleicht einen leisen Knacks erhalten haben.

Wie für die neuartige Bekämpfung feindlicher Panzer durch den ferngesteuerten „Goliath“, der nach seiner Größe eher „Zwerg“ heißen müßte, machen sich auch in der Luft die ersten Erfolge mit neuen Methoden und neuen Waffen, die jetzt und in der kommenden Zeit eingesetzt werden, vorteilhaft bemerkbar.

Es ist das *eins* der siegeszuversichtlich in die Zukunft weisenden Momente. Das sei nebenbei bemerkt. Der feindliche Angriff am 23.3. setzte bereits um 10.00 Uhr vormittags ein. Der Vollalarm zeitigte dasselbe, ja verstärkte Bild eiliger Flucht der Menschen auf den Straßen in die Schutzräume. Zeit bis zum Einsatz der Flak war genügend vorhanden. Aus den Nachrichten des „Gaubefehlsstandes Hannover“ erfuhr man frühzeitig, daß ein oder mehrere Verbände Richtung Braunschweig genommen hatten.

Plötzliches Einsetzen der Flak und schwerer, im Keller stark verspürbarer Bombenwurf fielen zeitlich ziemlich zusammen. Der Luftdruck kam deutlich aus östlicher Richtung.

Die alsbaldige Inaugenscheinnahme ergab, daß der Angriff vorzugsweise dem Bahnstrecken- teil von der Frankfurter Straße südlich Braunschweigs bis zum „Grünen Jäger“ geglitten hatte, insbesondere der gewaltigen, seit zehn Jahren im Bau befindlichen Eisenbahnbrücke über die Wolfenbüttler Straße. Diese Gegend ist denn auch in einer Weise mit Sprengbomben schwersten Kalibers *bepflastert* worden, wie es so konzentriert wohl noch an keiner Stelle Braunschweigs geschehen ist.

Schwer gelitten hat die Wolfenbüttler Straße von der Heinrich-Büssing-Straße (ab Höhe des Tennishauses). Viele Häuser sind da zerstört, auch die Büssing-Werke sind getroffen.

Aber um die große Brücke herum: auf der Wolfenbüttler Straße selbst, im östlichen Teil des Bürgerparkes, im Bereich des Straßenbahndepots, in der Gegend des ehemaligen Heinrichshafens bis 200 Meter an den Gerloffshof heran waren die Folgen der schweren Einschläge durch ver-

heerende Zerstörungen sichtbar. Und ähnlich sah es auf der anderen Seite der Bahn aus. Die Brücke selbst hatte zwei Volltreffer erhalten, die mehrere, über zwei Meter hohe eiserne Träger glatt durchschlagen hatten.

Unter dieser Brücke hatte sich ein Feuerwehrzug (ob freiwillig oder befehlsgemäß, weiß ich nicht) postiert. Die dazugehörigen Mannschaften fanden hier zum allergrößten Teil den Tod, darunter ein langjähriges Gefolgschaftsmitglied meiner Fa. Staudt & Boockmann, der 1939 zur Feuerwehr eingezogen, seitdem in der Woche doch stets an drei Tagen bei Staudt & Boockmann Dienst tun konnte. Er war als „Schweißer“ für uns unentbehrlich. An Ersatz wird trotz aller Bemühungen nicht zu denken sein.

Ähnliche Zerstörungen wie an der Wolfenbüttler Straße soll die Bahnstrecke nach dem „Grünen Jäger“ zu erlitten haben.

Das war am 23. 3. 44 – Täglich war seitdem Vor- oder Vollalarm, ohne daß Braunschweig etwas geschah.

So hoffte man, daß es auch am 29. „nicht so schlimm werden“ würde. Ich hatte zur Mittagszeit (1.00 Uhr) gerade den Eisenbahnübergang beim Gerloffshof zu Fuß passiert, als die Sirenen heulten. Ausnahmsweise war ich, des herrschenden heftigen Windes und meiner Erkältung wegen, die ich bei dem kalten, windigen Frühlingswetter dieses Jahres gar nicht loswerden kann, gerade diesen Tag ohne Rad. Dafür trug ich in der Aktentasche drei Flaschen Wein, die ich tags darauf nach Hoya (Weser) – unweit Bremen – mitnehmen wollte, allwo unser *ältester* Vertreter, Herr Karl Schulze, der seit 1882 mit unserer Firma zu tun hat, seinen 80. Geburtstag beging.

Abwechselnd im Schritt und Trab hoffte ich, den Löwenwall noch rechtzeitig zu erreichen. Aber schon in der Obergstraße setzte sehr starkes Flakfeuer ein, und deutlich erkennbar zog ein starker Verband gen Norden. Ich lief, was Herz und Puste hergeben wollten. An der Augusttorbrücke steigerte sich das Schießen zum Schnellfeuer. Ich überlegte, in einem der von drei Seiten in den Windmühlenberg getriebenen Stollen Schutz vor den Geschößsplittern unserer Flak

zu suchen, die bereits auf die Dächer der Umgebung schlugen. Die Sorge um das Haus aber trieb mich mit letztem Kraftaufwand weiter. Ich ärgerte mich, daß das doch nicht mehr in dem Tempo wie vor 20 Jahren ging.

Die Taschenlast mit den drei Flaschen hatte ich dabei zum Teufel gewünscht. Ich dachte schon daran, mich ihrer vorzeitig zu entledigen. Kein Mensch war mehr zu erblicken - zu meiner großen Überraschung aber sah ich dann plötzlich unser mit Maulkorb versehenes Pferd (Hengst) einsam und allein an einer Feldbahn angebunden, mittels derer Erde aus dem Windmühlenberg geschafft wird. Unser Wagen stand abseits auf der Straße, während der Kutscher, wie sich später ergab, sich im Windmühlenberg, in dessen Nähe er zufällig war, ein Plätzchen gesichert hatte. Der Ausbau ist, das sei am Rande vermerkt, schon so weit fortgeschritten, daß er für 400 Personen Schutz und Sicherheit bietet. Ich schlage vor, im Frieden einmal ein „Aquarium“ dort hineinzubauen.

Haus und Hof erreichte ich mit Mühe und Not – zwar unversehrt, aber doch so außer Atem, daß ich fast eine halbe Stunde kein Wort reden konnte. *Demzufolge*: Von heute ab wird das Rad mein ständiger Begleiter zum Gerloffshof sein.

In dem Augenblick, da ich daheim war, fielen die Bomben, Gott sei Dank nicht in unserer Gegend. Die feindlichen Verbände hatten – wie später festgestellt wurde – Braunschweig von Süden nach Norden überflogen; dort kehrtegemacht und dann (wahrscheinlich, um zum Bombenabwurf *mit* dem starken Nordwestwind zu fliegen) von Querum, Kralenriede, Lehdorf *aus* den Westteil Braunschweigs zum Ziel genommen. Es endete an der Frankfurter Straße, die mit Nebenstraßen – bis auf 200 Meter an den Gerloffshof heran – wieder ihr Teil abbekommen hat.

Schwere Schäden erlitten durch Spreng- und Brandbomben Völkenrode und Querum, die Siedlung Lehdorf (hier sollen allein 1500 Menschen obdachlos geworden sein); die Gegend um die Celler Straße (beim Landeskrankenhaus), um den Petritorwall herum und dann leider auch die Altstadt: Altstadtmarkt, Brabantstraße, Garküche und Steinstraße. So sind zwei der charakteristischen alten Häuser der Südfront des Altstadtmarktes vernichtet, wobei auch das *Gewandhaus* beschädigt wurde. Völlig zerstört ist die Deutsche Bank (Ecke Brabantstraße und Garküche), wodurch auch die Wirtschaftskammer in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Eine Sprengbombe hat die *Mitte* der Steinstraße getroffen, wodurch gleichermaßen unser Haus Steinstraße 2 wie das Landratsgebäude recht fühlbare Wunden davongetragen haben. Die vier Meter hohen Fenster der Front unseres Hauses sind durchweg herausgerissen, und gleiches erfuhren die Innentüren. Auf der linken Hälfte des Daches sind auch die schweren Dachbalken verworfen. Ein Überblick über den Gesamtschaden dieses Hauses fehlt noch.

Irgendwie scheinen wir immer zu den „Geschädigten“ zu gehören. Wie bei der Vielzahl der Schäden diese im einzelnen festgestellt werden und zwecks Schadensanmeldung formularmäßig verarbeitet werden sollen, ist mir vorläufig noch schleierhaft.

Es dürfte die Arbeitskraft eines versierten Mannes für Monate in Anspruch nehmen. Gründliches Studium nicht nur der Schäden als solcher, sondern gleichermaßen auch der Kriegsschädengesetze, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen ist dazu nötig.

An Arbeit wird es also nicht fehlen.

Bericht 5:

Grausige Ostern

Der Terrorangriff am 8.4.1944 auf Braunschweig

Ostersonnabend, die Uhr zeigt 20 Minuten vor 1.00 Uhr mittags und damit eine Zeit an, in der schon alles – in den Betrieben wie zu Hause – sich auf die österliche Ausspannung einzustellen begonnen hatte, erwartend, oder doch hoffend, daß der Feind sie nicht stören werde.

Wenn es nur bei „Vorsichtsalarmen“ bleiben würde, wollte man das – kriegsbedingt – schon mit in Kauf nehmen. Aber durch das, was im Anschluß an das Sirenengeheul dann geschah, ist in einer kurzen Stunde die ersehnte Ruhe in Braunschweig in Not und Sorge, Leid und Schmerz verwandelt worden.

Es kann vorweg gesagt werden, es folgte der bisher schwerste Angriff auf die südlichen und nordwestlichen Stadtteile, also auf die, die schon wiederholt das Ziel der Feindbomber gewesen sind.

Die „alte Stadt“ ist ziemlich verschont geblieben, vereinzelte Bomben trafen zwar auch den Kern, so den Burgplatz - Dom und Burg wurden beschädigt. Auch der Bohlweg und einige andere Straßen sind wieder getroffen. Der Angriff auf das „Industrie-Viertel“ im Gebiet, das von der Wolfenbüttler Straße (Büssing) über die großen Gleisanlagen, die zum Hauptbahnhof führen, von der Bahnhof- und Frankfurter Straße, der Sophien- und Broitzemer Straße eingeschlossen wird und auch ein großes Wohnviertel darstellt, aber war von einer Konzentration, die alles Bisherige in den Schatten stellt.

Der gleichzeitige Angriff auf das Industriegebiet um Braunschweig-Querum hat – scheinbar – so durchschlagende Wirkung nicht gehabt.

Die Nachrichten der Gaubefehlsstelle – während des Alarms – ließen in keiner Weise einen Angriff auf Braunschweig erkennen. Es wurde eigentlich immer nur von Durchflügen starker Verbände durch das nördliche Gaugebiet gesprochen, und die letzte Meldung vor dem ersten Bombenwurf lautete dahin, daß die Spitze der west-ostwärts fliegenden Verbände Stendal erreicht habe. Da glaubten wohl viele, daß die-

ses Mal alles gnädig an uns vorübergehen würde, bis wir – wenige Minuten später – durch starke Erschütterungen im Keller bemerkbar, eines anderen belehrt wurden.

Die neue Taktik der Feindverbände hat es offensichtlich sehr gut verstanden, der Luftabwehrleitung durch Kreuz- und Querflüge Richtung und Ziel des Angriffs zu verschleiern.

Es handelte sich dieses Mal um zwei Angriffe, die zeitlich etwa zehn bis fünfzehn Minuten auseinanderlagen. Anscheinend ist der eine von Osten nach Westen, der andere (schwerere) von Norden nach Süden erfolgt.

An vielen Stellen hatte man nach dem ersten Angriff, dem vollkommene Ruhe folgte, gedacht, daß die Gefahr vorüber sei. Vielerorts hatte man sich aus den Luftschutzkellern gewagt, mindestens, um Haus und Hof nach Schäden abzutasten.

Das ist vielen Menschen zum Verhängnis geworden. So auch dem Inhaber der großen Luther-Werke, Präsident Stephan Luther, der seiner von einem zweimonatigen Aufenthalt im Sanatorium zurückgekehrten Frau sein großes Zweigwerk in Bienrode (nördlich Braunschweig) zeigen wollte. Dicht vor dem Werk hörte er von dem Einflug großer Verbände und brachte deshalb seine Frau in den Bunker bei Rühme, während er selbst den ersten Angriff in seinem Zweigwerk erlebte.

In der Annahme, die Gefahr sei vorüber, setzte er sich spontan in einen betriebseigenen Sanitätswagen, um damit nach den dem Gerloffshof gegenüberliegenden Lutherwerken (Frankfurter Straße) zu fahren, allwo allerhand passiert sein sollte. Noch auf der Landstraße zwischen Bienrode und Braunschweig befindlich, erfolgte der 2. Angriff, der sich auch gegen die dortige Gegend richtete. Im Streukegel einer einschlagenden Granate wurde das Auto erfaßt und wie ein Sieb durchlöchert. Herr Luther wurde dabei an Kopf und Brust, vor allem aber am linken Arm, *schwer* verwundet. Da durch die Umstände schnelle Hilfe versagt blieb, erlitt er sehr schweren Blutverlust. Zwei Stunden vergingen, bis er auf den Operationstisch im Landeskrankenhaus verbracht worden war, auf dem er dann vier Stunden lang (bis acht Uhr abends) einer auf